

16. Juli 1918

LUDWIG QUESSEL - VOM BOLSCHEWISMUS ZUM REFORMISMUS



B die Herrschaft des Bolschewismus in Rußland jetzt, nachdem der Aufstand in Moskau von der Sowjetregierung niedergeschlagen wurde, sich für längere Dauer befestigt hat, läßt sich heute naturgemäß noch nicht sagen. Nach den jüngsten Kundgebungen Kerenskij's scheint es jedenfalls, daß der nichtbolschewistische Sozialismus Rußlands, die Sozialrevolutionäre (Agrarsozialisten) wie die menschewistische Sozialdemokraten (Industriearbeitervertreter), ebenso auch die bürgerliche Linke, die Kadetten, zurzeit nicht die Möglichkeit sehen aus eigener Kraft die bolschewistische Herrschaft zu beseitigen. Das gleiche gilt auch für die gegenrevolutionären Anhänger der alten Ordnung. Beide Richtungen erwarten die Beseitigung des Bolschewismus von einer Intervention des Auslands. Die zahlreichen Elemente der russischen reaktionären Parteien schlossen sich, so erklärte Kerenskij einem Vertreter des Daily Chronicle, den Deutschen an, während die Linke eine Hilfe der Entente zum Sturz des Bolschewismus wünschte. Zum ersten Teil dieser Mitteilung ist zu bemerken: Wenn die russischen Reaktionäre wirklich auf eine Begünstigung ihrer Bestrebungen durch Deutschland rechnen, so machen sie die Rechnung ohne den Wirt. In Deutschland denkt niemand, auch nicht die äußerste Rechte, daran der russischen Konterrevolution zu Hilfe zu kommen; würde doch ein Sieg der Reaktion in Rußland nicht nur dem allgemeinen menschheitlichen sondern auch dem besondern deutschen Interesse direkt entgegenstehen. Was den zweiten Punkt anlangt, so ist zu beachten, daß Kerenskij sich eine Intervention der Entente so denkt, daß alle Ententemächte gleichmäßig an ihr beteiligt sein sollen, damit keine einzelne Macht eigensüchtige Interessen verfolgen könne, daß aber die ausführende Kraft im wesentlichen Japan sein solle, das den größten Teil der intervenierenden Truppen liefern könne.

Geben die Londoner Äußerungen des Führers der russischen Agrarsozialisten die Lage richtig wieder, so bestätigen sie, was in den Sozialistischen Monatsheften als wahrscheinlich vorausgesagt wurde: Die russische Umwälzung vollzieht sich nicht nach dem Schema der westlichen Revolutionen.¹⁾ Auch in dem Charakter und Verlauf seiner revolutionären Bewegung ist der Osten eine Welt für sich. Allerdings hat auch in Rußland

¹⁾ Siehe Quesel Der Aufbau des neuen Rußlands, in den Sozialistischen Monatsheften, 1918 I, Seite 7 ff.

die Revolution zunächst derjenigen Strömung die Oberhand verschafft, die den revolutionären Impuls gegeben hatte. Diese wurde, genau wie bei den revolutionären Bewegungen in Westeuropa, »durch immer extremere Richtungen abgelöst«, bis schließlich die Macht in die Hände der Bolschewisten fiel. Von diesem Punkt an hört jedoch die Analogie auf. Dafür, daß »die Besitzenden, sobald sie sich aus ihrer Betäubung aufraffen, schließlich den Sieg gewinnen«, fehlt in Rußland vorläufig jedes Anzeichen. Auch der »mit Freuden empfangene Retter der Gesellschaft«, an den die Besitzenden ihre wiedergewonnene Macht abtreten, und der, »gestützt auf das Heer, sich in den Besitz der Staatsgewalt setzt«, ist in Rußland noch nicht erschienen. Auf welches Heer sollte er sich auch stützen? Eine schlagkräftige Armee existiert in Rußland überhaupt nicht, ihre Reste sind schon in den ersten Wochen nach dem bolschewistischen Novemberaufstand zerstört, dekapiert und jeder Kraft beraubt. Die aus ihnen und anderen Elementen zusammengesetzten Roten Garden wiederum bilden die bewaffnete Machtgrundlage des Bolschewismus, der, auf sie gestützt, die konstituierende Nationalversammlung auseinanderjagen, die anderen Parteien, die Organisationen wie die Presse, unterdrücken und die Machtregierung einer Gruppe <die der Bolschewismus in der mißverstandenen marxistischen Terminologie die Diktatur des Proletariats nennt> errichten konnte. Der Dekretdoktrinarismus der Bolschewisten hat zunächst das wirtschaftliche Leben des Landes völlig lahmgelegt und einen Zustand entstehen lassen, den man ein Chaos nennen darf.

Wenn nun der Bolschewismus weiter an der Macht bleibt: muß dann dieses Chaos bestehen bleiben?

Man ist bei uns in weiten Kreisen der Ansicht, daß die Dinge in der Tat in Rußland hoffnungslos stehen. Wenn man indessen seinen Blick mehr auf die inneren Volkskräfte als auf die äußere Unordnung lenkt, so wird einem diese Annahme doch sehr unwahrscheinlich dünken. Und wenn man nach den dürftigen Nachrichten, die zu uns herüberdringen, die Entwicklung im einzelnen, so gut es eben geht, studiert, so merkt man doch gar bald, daß das Leben auch im bolschewistischen Rußland fortschreitet. Dieses Leben fordert immer gebieterischer seine Rechte. Können diese nun nicht aus dem Kampf der Parteien hervorgehen, so muß sie die **i n n e r e U m w a n d l u n g** des Bolschewismus schaffen. Von einer solchen soll freilich nach dem Urteil unserer baltischen Rußlandkenner im weiten Osten noch nirgendwo etwas zu spüren sein. Sie bleiben bei ihrem Bild, daß die Bolschewisten schweren, fanatisch blöden Tritts mit der Stampfkeule in den Händen über Großrußland dahinschreiten, die gewöhnlichsten Raubinstinkte hinter sich her, um alles erbarmungslos gründlich zu einer einzigen formlosen ökonomischen Schuttmasse zu zerstoßen. Es soll hier nicht bestritten werden, daß gar manche Vorgänge in der russischen Sowjetrepublik diese Auffassung bestätigen können. Wer aber genauer zuschaut, entdeckt leicht, daß im bolschewistischen Lager die Selbstbesinnung mehr und mehr um sich greift und daß mit ihr eine tiefgreifende Revision des Bolschewismus Hand in Hand geht, daß sich in ihm eine eigenartige, den dringenden Forderungen des Lebens Rechnung tragende Entwicklung vollzieht, deren Richtung und Tendenz sich am besten dahin kennzeichnen läßt: daß der Bolschewismus sich zum Reformismus fortentwickelt.

KLAR tritt diese zum Reformismus hinführende innere Umwandlung des Bolschewismus bei der Frage der Landesverteidigung in Erscheinung. Die Bolschewisten begannen ihr Werk mit deren völliger Negation. Sie sabotierten die Armee unter dem Kampfesgeschrei, daß die allgemeine europäische Revolution einen Frieden herbeiführen werde, der den *bourgeoisistischen* Gedanken der Landesverteidigung auf den Kehrlichthausen der Geschichte werfen wird. Durch die Ausnutzung der tiefen Sehnsucht des russischen Volkes nach Frieden kamen sie zur Herrschaft. Da mußten sie bald die Erfahrung machen, daß die allgemeine europäische Revolution, die sie ganz nahe wähnten, ein Trugbild ihrer Phantasie gewesen war. Nun mußten sie die Zerlegung Rußlands in ein nördliches, südliches und ein Randstaatengebiet sowie die Besetzung der Murmanküste durch England hinnehmen.

Hat der Frieden von Brest Litowsk die bolschewistische Illusion von der Rettung Rußlands vor Zerstückelung durch eine westeuropäische Revolution ad absurdum geführt, so bildete der Ruf der Rechtssozialisten und Kadetten nach einer ententistischen, der Monarchisten nach einer deutschen Intervention gegen den Bolschewismus eine sehr eindringliche Lehre für Lenin und seine Anhänger, daß ohne Armee jede Regierung, sei sie *bourgeoisistisch* oder bolschewistisch, nur von der Gnade oder Uneinigkeit der Großmächte lebt. Kein Wunder, daß Lenin und Trotzki in der Frage der Landesverteidigung den weiten Weg vom Bolschewismus zum Reformismus überraschend schnell zurücklegten. Noch sind in aller Erinnerung die eifrigen Bemühungen Trotzkijs unmittelbar nach Brest Litowsk die zerstörte militärische Maschine wieder in Funktion zu setzen. So wurde das Prinzip der Landesverteidigung, das der Bolschewismus zur Haupttür herausgeworfen hatte, schnell durch eine Nebentür wieder hineingelassen. Freilich mußten Lenin und Trotzki dabei die Erfahrung machen, daß es leichter ist die Landesverteidigung zu sabotieren als zu organisieren. Ob man nun ihre Bemühungen als aussichtsreich oder aussichtslos ansieht: die Tatsache bleibt bestehen, daß der Bolschewismus auf dem Gebiet der Landesverteidigung gründlich *umgelernt* hat. Einige Monate waren ausreichend die Bolschewisten darüber aufzuklären, daß ohne eine organisierte militärische Macht keine nationale Unabhängigkeit, keine demokratische Freiheit möglich ist. Der Kriegszug der tschechoslowakischen Gefangenen, der die Städte der Sowjetrepublik von den ukrainischen und sibirischen Zufuhren abschneiden wollte, führte zu einem förmlichen Zusammenbruch des bolschewistischen Antimilitarismus. Angesichts der Gefahr, daß auch in Moskau ein Zustand platzgreifen könnte, wie er nach der Nowoje Wjedomosti in Petersburg zu verzeichnen sein soll, daß nämlich »die hungrigen Bürger in den Kehrlichthausen nach Abfällen suchen und von den Plakaten den Klebstoff ablecken«, wurden Lenin und Trotzki plötzlich zu Militaristen und dekretierten die Zwangsaushebung mehrerer Jahrgänge in den Moskauer und Petersburger Distrikten, ferner im Don- und Kubangebiet.

Zweifellos haben Lenin und Trotzki, wie der Berichterstatter der Daily News mit Recht betont, »ein außerordentliches Risiko mit dem raschen Übergang von der freiwilligen Anwerbung zur Zwangseinstellung auf sich genommen«. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß der Bolschewismus, wenn er sich fähig zeigen sollte diese gewaltige innere Umwandlung auf die Dauer zu ertragen, damit auch seine Lebenskraft erweisen würde.

NICHT so auffällig wie bei der Frage der Landesverteidigung ist die Umwandlung des Bolschewismus in der Richtung zum Reformismus bei der Agrarfrage. Und doch ist sie hier nicht minder gründlich. Ja eigentlich ist sie noch entscheidender, da es sich hier um eine Grundfrage des Sozialismus überhaupt handelt. Da muß von vornherein auf die wichtigste Tatsache aufmerksam gemacht werden: Die Lösung der russischen Agrarfrage, zu der sich der Bolschewismus verstanden hat, entspricht überhaupt nicht der bolschewistischen Doktrin, ist vielmehr von den Sozialrevolutionären, den Trägern des Agrarsozialismus, einfach übernommen worden. Das Programm, zu dem die Bolschewisten sich jetzt bekennen, ist das sozialrevolutionäre Agrarprogramm, das sie früher von der Höhe ihres angeblich marxistischen Standpunkts herab nicht nur grundsätzlich verworfen sondern auch überlegen verspottet hatten. Hier aber hat sich die Macht der Tatsachen sofort stärker erwiesen als der enge Dogmenfanatismus. Das sozialrevolutionäre Agrarprogramm, das (wie man auch im Organ der extremsten deutschen Parteigänger des russischen Bolschewismus lesen konnte) in Rußland »jedem Bauernherzen teuer war«²⁾, bedeutete eine derartige Macht in Rußland, daß der Bolschewismus es vorzog sie für sich zu gewinnen, statt sie zu bekämpfen. Diese, ursprünglich opportunistischen Parteirücksichten entspringende Haltung hat dann später auch zu einer Umwandlung der Überzeugung selbst geführt.

Freilich war es auch hier leichter eine Macht an sich zu reißen als sie richtig zu gebrauchen. Die aufbauende Arbeit der Agrarkomitees, die unter dem Regime Kerenskij-Tschernow mit der Sozialisierung der Landwirtschaft bereits begonnen hatte, wurde zunächst durch den gewaltsamen Eingriff der Bolschewisten gründlich gestört. Es begann eine regellose Expropriation, in der diejenigen, die die physische Gewalt hatten (und das waren nicht die wirklich Ärmsten), das ländliche Eigentum an sich rafften. Doch muß der Bolschewismus, wenn er sich behaupten will, dieser privaten Expropriation natürlich ein Ende machen und eine wirkliche Organisierung des Agrarsozialismus anbahnen. Dieser aber kann sich nur in einem Geist vollziehen, der dem der früheren bolschewistischen Doktrinen schnurstracks entgegengesetzt ist. Diese Entwicklung zeigt sich nicht nur in den notgedrungenen Maßnahmen der allerletzten Zeit. Sie ist vielmehr in dem ganzen Vorgehen der Bolschewisten, seitdem sie die Regierungsgewalt überhaupt übernommen haben, deutlich zu erkennen.

Die erste Tat der bolschewistischen Regierung war der Erlaß über die Aufteilung des Großgrundbesitzes vom 8. November 1917, in dem es heißt: »Das Eigentum der Gutsbesitzer am Lande wird sofort, ohne jede Entschädigung, aufgehoben. Das Gutsbesitzerland, ebenso wie alle Kronländereien, Klöster und Kirchengüter gehen mit dem gesamten toten und lebenden Inventar, den Gebäuden und dem gesamten Zubehör in die Verfügung der Landkomitees der Bauerngemeinden und der Kreisbauernräte über, und zwar bis zum Zusammentritt der konstituierenden Versammlung.«

So radikal dieses Dekret Lenins deutschen Ohren auch klingen mag, so besteht für den, der die russischen Agrarverhältnisse kennt, doch kein Zweifel, daß Lenin dem schäumenden Wein seiner bolschewistischen Landent-

²⁾ Siehe Rubakin Die sozialen Geburtswehen des russischen Volkes, in der Arbeiterpolitik, 1918, Seite 19. Die Leitsätze zur Agrarfrage, die von Tschernow als Ackerbauminister auf dem allrussischen Kongreß der Arbeiterdeputierten eingebracht und von diesem angenommen wurden, sind in der Rundschau Sozialismus, in den Sozialistischen Monatsheften, 1918 I, Seite 44, wiedergegeben.

eignung reichlich reformistisches Wasser hinzugefügt hat. Das Dekret vom 8. November 1917 spricht zwar die Einziehung des Grundeigentums der Großgrundbesitzer, der Krone, der Klöster und Kirchen aus, aber es läßt die Frage ganz offen, wer diese Ländereien zur Nutzung erhalten soll. Der bolschewistischen Doktrin hätte es allein entsprochen die enteigneten Ländereien unter Leitung von Staatsbeamten im Großbetrieb bewirtschaften zu lassen. Davon nahm Lenin jedoch weise Abstand. Ohne über die zukünftige Verteilung des Landes etwas Bestimmtes zu sagen, wird das enteignete Land den bäuerlichen Organisationen, die unter dem Ministerium Kerenskij zur Durchführung der sozialistischen Agrarreform gebildet worden waren, überlassen. Nun gibt es in Rußland *reiche* und *arme* Dorfgemeinden. Relativ am wohlhabendsten sind die auf den ehemaligen Staatsländereien liegenden Dörfer, die bei der Bauernbefreiung so reichlich mit Land ausgestattet wurden, daß auf jede männliche Seele 6,7 Deßjatinen entfielen. Da jeder Bauernhof durchschnittlich 3 männliche Familienangehörige aufwies, so entstanden bäuerliche Betriebe von 20 Hektar und darüber. Weit weniger Land erhielten dagegen die Bauern derjenigen Dörfer zugewiesen, die auf den Apanage- und Palastländereien sowie auf den gutsherrlichen Ländereien lagen. Bei diesen Kategorien betrug die Landausstattung der freigegebenen Leibeigenen auf je eine männliche Seele nur 3,1 bis 4,9 Deßjatinen, so daß hier Bauernhöfe von nur 9 Hektar und darüber geschaffen wurden, die bei dem niedrigen Stand der russischen Agrikultur nicht groß genug waren, um die Arbeitskraft einer bäuerlichen Familie voll verwerten zu können. Die Bauern dieser Kategorien waren, da ihnen der Mir nur durchschnittlich 10 Hektar Land zur Nutzung überweisen konnte, von vornherein darauf angewiesen Land zu pachten oder Lohnarbeit bei den Gutsherren zu verrichten. Mit dem Pachtsystem fanden sie sich leichter ab, obwohl es zum Teil wucherische Formen annahm; die Lohnarbeit auf den Großbetrieben aber wurde von ihnen wie die Pest verabscheut. Die ganze russische Bauernschaft hätte sich daher wie ein Mann gegen die Bolschewisten erhoben, wenn ihnen zugemutet worden wäre den Boden als Arbeiter unter dem Kommando staatlicher Beamten zu bebauen. Auf meiner Reise in Rußland im Jahr 1910 wurde mir von russischen Gutsbesitzern auf die Frage, warum sie nicht von dem produktionstechnisch minderwertigen Teilpachtsystem zur großbetriebmäßigen Eigenwirtschaft übergangen, erklärt, sie möchten sich nicht durch einen solchen Schritt die Todfeindschaft der Bauern zuziehen. In der Tat war die erste Sorge der Bauern bei der großen Agrarrevolution von 1905 die landwirtschaftlichen Großbetriebe von Grund aus zu zerstören. Diese Zwingburgen landwirtschaftlicher Lohnarbeit in Schutt und Asche zu legen sahen die Bauern auch bei der Revolution von 1917 als ihre wichtigste Aufgabe an. Der Gedanke, der sie 1905 und 1917 bei diesem Zerstörungswerk leitete, war der, daß, wenn schon der Großgrundbesitz wiederkehren sollte, er wenigstens nicht als Großbetrieb sondern nur als Pachtsystem neu erstehen dürfte. Das Leninsche Dekret vom 8. November 1917, das den Bauern die Verfügung über das gesamte tote und lebende Inventar der Großgüter übertrug, war nicht imstande das Zerstörungswerk zu hemmen. Überall wurden von den Bauern die Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Großbetriebe in Brand gesteckt, das Vieh geraubt oder abgeschlachtet, die Maschinen und Ackergeräte der Gutsherren fortgeschleppt oder zerstört. Damit glaubten die Bauern sich wenigstens für ein Menschenalter vor der als

Schmach empfundenen landwirtschaftlichen Lohnarbeit schützen zu können, und zwar ganz unabhängig davon, welchen Ausgang die Revolution nehmen würde. Wie gründlich die Bauern diesmal bei der Austilgung des Großbetriebs verfahren sind, darüber teilt der Agrarökonom W. D. Preyer folgendes mit:

»Wie mir Mitte Januar [1918] gelegentlich von Verhandlungen ein hoher russischer Offizier mitteilte, haben die Bauern und zurückgekehrten Soldaten in ganz Großrußland und einem erheblichen Teil der Ukraine und anderer Gebiete die Gutshäuser und Wirtschaftsgebäude zerstört oder verbrannt und das lebende und tote Inventar gestohlen und verschleppt. In ganz Rußland besteht kein Gut mehr, meinte er bitter.«³⁾

Nun waren die Bolschewisten in der Agrarfrage aber, wie auch sonst, orthodoxe *Marxisten* Kautskyscher Färbung; ihr Ideal war also der landwirtschaftliche Großbetrieb. Gleichwohl hat sich Lenin angesichts der Stimmung der russischen Bauernschaft damit abgefunden, daß in seiner Sowjetrepublik überall die landwirtschaftlichen Kleinbetriebe an die Stelle der von Grund aus zerstörten Großbetriebe treten. An der seelischen Macht, die dem russischen Bauern die sonst über alles geliebte landwirtschaftliche Arbeit, wenn er sie unter fremdem Kommando im Großbetrieb verrichten soll, hasenswert macht, ist die bolschewistische Agrardoktrin rettungslos zerschellt. Daß der Bolschewismus den Kampf gegen den Kleinbetrieb in der Landwirtschaft aufgegeben hat, stellt gleichfalls eine tiefgreifende Wandlung zum Reformismus dar, die für seine Zukunft nicht unterschätzt werden darf.

Hat der Bolschewismus in der Agrarfrage seine (vermeintlich marxistische) Anschauung preisgegeben, so ist damit noch nicht gesagt, daß er das sozialrevolutionäre Agrarprogramm, das er annahm, auch wirklich durchzuführen imstande war. Vielfach wird Klage darüber geführt, daß die reichen Dorfgemeinden, in denen das Anteilland des einzelnen Bauern an der Gemeindeflur noch sehr reichlich bemessen ist, sich viel mehr Land angeeignet hätten als die bodenarmen Gemeinden. Weit entfernt die Besitzunterschiede unter den Dorfgemeinden abzuschwächen hat die planlos vorgehende bolschewistische Expropriation sie vielmehr vergrößert. Nun ist freilich gesagt worden, daß auch die Tschernowsche Agrarreform (die namentlich die Nachkommen der gutsherrlichen und Kronbauern, die bei der Bauernbefreiung zu kurz gekommen waren, reicher mit Land ausstatten wollte) ihr Ziel nicht hätte erreichen können, weil eben nicht genügend Land in Rußland vorhanden sei. Diese Auffassung ist jedoch grundfalsch. Es ist allerdings wahr, daß jetzt infolge der enormen Volksvermehrung das für die männliche Seele zur Verfügung stehende Land sehr viel kleiner geworden ist als 1860 bei der Bauernbefreiung. Auf Grund der Ermittlungen der Regierungskommission zur Feststellung des Wohlstands der Landbevölkerung vom Jahr 1900 haben russische Agrarökonomien berechnet, daß zurzeit von dem Bauernland auf die einzelne männliche Seele nur 1,7 Deßjatinen gegenüber 4,8 im Jahr 1860 entfallen. Die Landarmut der russischen Bauernschaft ist demnach durch den Bevölkerungszuwachs so groß geworden, daß es schwer erscheint auch durch radikalste Enteignung der Großgrundbesitzer den Anteil des einzelnen auf die Durchschnittsnorm der Bauernbefreiung zu bringen. Es ist nun für die Beurteilung der Zukunft des russischen Volkes und seiner möglichen

³⁾ Siehe Preyer Zur russischen Agrarfrage, in der Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung, 1918 I, Seite 229. Auf die Polemik Preyers gegen meine Ausführungen über die agrariozialistischen Probleme Rußlands habe ich im selben Band der genannten Zeitschrift, Seite 346 ff., ausführlich geantwortet.

Handelsbeziehungen mit Deutschland von größter Wichtigkeit sich ein klares Bild davon zu machen, was die unter Kerenskij in Angriff genommene Agrarreform für die landarmen Bauern hätte leisten können.

Der verfügbare Landfonds im europäischen Rußland, der von der Kerenskij-Tschernowschen Agrarreform zugunsten der landarmen Bauern hätte erfaßt werden können, setzt sich aus folgenden Posten zusammen:

1. Staatsländereien. Diese betragen rund 140 Millionen Deßjatinen, wovon 40 Millionen absolutes Unland sind. Es bleiben somit 100 Millionen Deßjatinen übrig, von denen 85 unter Wald stehen, und zwar zum größten Teil auf absolutem Waldboden hoch im Norden, der für den Ackerbau nicht in Frage kommt. Immerhin würden sich aber aus der Masse der Staatsländereien durch Meliorationen 10 Millionen Deßjatinen Ackerboden für die landarmen Bauern gewinnen lassen.

2. Domänenländereien. Am 1. Januar 1916 gab es 6,8 Millionen Deßjatinen Domänenlandes, davon 6 Millionen Deßjatinen Wald. Nur ein kleiner Teil, höchstens 2 Millionen Deßjatinen, könnte unter Aufwendung großer Mittel für die landarmen Bauern urbar gemacht werden.

3. Klöster- und Kirchenländereien. Nach Angaben des Heiligen Synods betrug das Land der Klöster etwa $\frac{1}{2}$ Million Deßjatinen, das Kirchenland 1,6 Millionen Deßjatinen. Hiervon entfallen 1,2 Millionen auf Ackerland. Würden alle Klöster- und Kirchenwälder abgeholzt werden, so könnten die landarmen Bauern aus diesem Fonds mit 2 Millionen Deßjatinen Ackerland versorgt werden.

4. Privatländereien. Das sogenannte Gutsbesitzerland umfaßt 101 Millionen Deßjatinen, wovon aber schon vor der Revolution die Dorfgemeinden 36 Millionen durch Kauf erworben hatten. Es bleiben mithin noch 65 Millionen Deßjatinen für die Expropriation übrig, wovon jedoch 15 Millionen Unland sind. Aus diesem Fonds könnten die landarmen Bauern mit rund 50 Millionen Deßjatinen Ackerland ausgestattet werden, falls die Enteignung in radikaler Weise durchgeführt wird.^{*)}

Die Enteignung könnte somit im Maximum folgende Bodenflächen umfassen: Staatsland 10 Millionen Deßjatinen, Domänenland 2, Kloster- und Kirchenland 2, Gutsbesitzerland 50, insgesamt 64 Millionen Deßjatinen. Eine gewaltige Ackerfläche, insgesamt wesentlich größer als die gesamte Bodenfläche des Deutschen Reichs. Gewiß ist es richtig, daß auch sie die durchschnittlich auf die männliche Seele entfallende Zahl der Äcker über die Norm der Bauernbefreiung hinaus nicht hätte erhöhen können, weil es sich heute eben um eine bäuerliche Bevölkerung handelt, die gegenüber 1860 um mindestens 130 bis 150 % gewachsen ist. Demgegenüber ist jedoch zu betonen, daß gegenwärtig der Ackerbau in Rußland doch wesentlich intensiver ist als vor 65 Jahren. Die gleiche Zahl der Äcker ermöglicht zurzeit einen größeren Wohlstand als 1860. Dazu kommt, daß jene enormen Landmassen, die die sozialrevolutionäre Regierung Kerenskij der Bauernschaft zur Verfügung stellen wollte, in erster Linie den landarmen Bauern zugute kommen sollten. Sie hätten ohne Zweifel ausgereicht den Begriff des landarmen Bauern auf Jahrzehnte in Rußland verschwinden zu lassen. Wenn Lenin in seinen Drohreden gegen die *Dorfbourgeoisie* noch immer von landarmen Bauern spricht, so erhebt er damit Anklage gegen sich selbst. Wenn seine Expropriation das geleistet hätte, was sie leisten sollte, so dürften heute in Rußland landarme Bauern nicht mehr zu finden sein. Indem die Bolschewisten die große sozialistische Agrarreform in ihrem Werden gewaltsam störten, bahnten sie jener anarchischen Form der Landenteignung den Weg, die die wohlhabenderen Bauern in den Schoß des Reichtums emporhebt, die landarmen in den Staub der Armut hinabstößt. Um die antisozialisierende Wirkung seines Vorgehens wieder aufzuheben, muß der Bolschewismus jetzt selber den Weg energischer Reform gehen.

^{*)} Siehe Koch Zur Frage der Landenteignung in Rußland, im Neuen Orient, 1917-1918 II, Seite 364 ff.



LENINS Regierung rühmt sich, daß sie allein den Mut gefunden hätte die Nichtigkeit der Staatsanleihen und die entschädigungslose Aufhebung des Privateigentums zu proklamieren. Was die Nichtigkeit der Staatsanleihen betrifft, so kann diese erst praktisch werden, wenn sie von den Gläubigerstaaten anerkannt wird. Das ist bisher bekanntlich nicht geschehen, so daß die Entente für die Zukunft sich einen Rechtsgrund reserviert hat die ganze Sowjetrepublik unter ihre finanzielle Kontrolle zu stellen, wie England es 1878 mit Ägypten tat. Die Besetzung der Murmanküste ist wohl als der erste Schritt hierzu anzusehen. Der Verzinsung und Tilgung ihrer auswärtigen Schuldenlast wird sich die Sowjetrepublik nicht so leicht entziehen können, wie die Moskauer Machthaber sich das einbilden. Die Annullierung der auswärtigen Anleihen kann nur ein militärisch kräftiger Staat erklären, der stark genug ist sich der Zwangsverwaltung der Gläubigerstaaten zu entziehen. Das außenpolitische Kainszeichen der Sowjetrepublik ist aber die Wehrlosigkeit. Wie die Nichtigkeitserklärung der Staatsanleihen, so ist aber auch die entschädigungslose Aufhebung des Privateigentums vorläufig nur ein Schlag ins Wasser. An der Hand der harten Tatsachen hat die bolschewistische Grundtheorie von der Konfiskation des Privateigentums schmähslich versagt. Die Rote Garde Lenins, die der *Dorbourgeoisie* ihre Erzeugnisse wegnehmen wollte, wurde von dieser mit Maschinengewehr-, stellenweise sogar mit Geschützfeuer empfangen. Und wie die Bauern für ihre Lebensmittel Entgelt in Waren fordern, so verlangen die Industriearbeiter einen bestimmten Lohn in Zahlungsmitteln, mit denen sie sich die Subsistenzmittel wirklich verschaffen können.

Diese Notwendigkeiten haben bereits zu einem Umbruch der bolschewistischen Grundideen geführt. Der Gedanke den Landwirtschaftsbetrieb staatlich zu organisieren ist von den Bolschewisten sang- und klanglos fallen gelassen worden. Ebenso ist Lenins *Prinzip* die Gehälter der leitenden Persönlichkeiten auf die Lohnhöhe der gewöhnlichen Arbeiter herabzudrücken gescheitert, weil ohne höhere Entschädigung sich keine fähigen Männer zur Übernahme jener Funktionen fanden und Lenin zu seinem Schmerz erleben mußte, daß die *bourgeoisistischen Spezialisten* lieber einfache Handarbeit verrichteten als gegen Arbeiterlohn ihre Spezialkenntnisse zur Geltung zu bringen. Aber noch eine andere Erfahrung mußte er machen. Es zeigte sich nämlich, daß ohne eine Kommandogewalt der Betriebsleiter die industrielle Produktion überhaupt nicht möglich war. Weiter ergab sich für Lenin die schmerzliche Lehre, daß ohne das Eigeninteresse des Arbeiters an einem hohen Arbeitsverdienst die Produktivität der Arbeit auf eine unerhört tiefe Stufe sinkt. Dies veranlaßte ihn in einer Rede vor den Moskauer Sowjets am 28. April dieses Jahres sich für die Einführung des Akkord- und Taylorsystems ins Zeug zu legen. Die Bolschewisten sind also bereits zu der reformistischen Erkenntnis gelangt, daß einstweilen, solange stärkere ethische Antriebe zur Entfaltung höchstmöglicher Produktivität für den einzelnen noch fehlen, die Gehalts- und Lohnverhältnisse des modernen Kapitalismus nicht entbehrt werden können. Ihre zeitweilige Außerkraftsetzung hat für die Sowjetrepublik bereits die unheilvollsten Folgen gezeitigt. So sehr Lenin in seiner Rede über die augenblicklichen Aufgaben der Sowjetmacht auch bemüht ist die wenig erfreulichen Erfahrungen mit seiner Sowjetdemokratie wegzuschminken, auf deren totenbleiche Farbe ökonomischer

Erschöpfung ein offizielles Rot zu legen, so können diese Künste wie auch sein Poltern gegen die antibolschewistische Sabotage der bourgeoisischen Elemente die Tatsache nicht verschleiern, daß der Bolschewismus durch die Macht der Tatsachen mehr und mehr auf reformistische Bahnen gedrängt wird. Wie er das Prinzip der Landesverteidigung durch die Zwangsaushebung zu neuem Leben erweckt hat, so ist er jetzt drauf und dran die Gehalts- und Lohnverhältnisse der kapitalistischen Ära wieder zur Geltung zu bringen.



GANZ verkehrt wäre es jedoch in diesen Vorgängen ein Scheitern des Sozialismus zu sehen. Auf die Enteignung der Produktionsmittel braucht das neue Rußland nicht zu verzichten, wenn es diese in reformistischer Weise, das heißt gegen Entschädigung vornimmt. Mit Recht hat Ballod darauf hingewiesen, daß das Sinken der russischen Währung für eine sozialistische Regierung, die das Prinzip der Entschädigung der Eigentümer anerkennt, von großem Vorteil ist.⁵⁾ Wenn sie zum Beispiel den Eigentümern des Gutsbesitzerlandes den vollen Friedenswert der expropriierten 50 Millionen Deßjatinen erstatten will, so wären dazu nur 5½ Milliarden Rubel erforderlich. Die Verzinsung und Tilgung dieser Summe durch die Bauern ist wahrlich kein Kunststück, wenn sie für ihre Erzeugnisse das 10fache des Friedenspreises in Rubeln erhalten. Wie in der Landwirtschaft, so wäre auch in der Industrie die Entschädigung unschwer durchzuführen. Der Wert sämtlicher Fabriken und Bergwerke, die der Bolschewismus als Staatseigentum erklärt hat, wird (nach Ballods Schätzung) vor dem Krieg 6 bis 8 Milliarden Rubel betragen haben. Das sozialistische Rußland hätte bei voller Entschädigung aller Privateigentümer in Landwirtschaft und Industrie nach dem Friedenswert nur 14 bis 15 Milliarden Rubel staatliche Rententitel auszugeben. Das ist eine Summe, die in Deutschland der Krieg in wenigen Monaten verschlingt. Ohne schwere Erschütterungen hätten sich also auf reformistischem Weg die Produktionsmittel in das Eigentum des Staates überführen lassen.

Noch ist der Bolschewismus von der Erkenntnis, daß auch bei der Enteignungsfrage nicht Kautskyscher *Radikalismus*⁶⁾ sondern der marxistische Reformismus den richtigen Weg weist, weit entfernt. Doch ist anzunehmen, daß er auch auf diesem Gebiet zu neuen Einsichten kommen wird. Der russische Bolschewismus ist theoretisch ein Schüler des deutschen (allerdings stets nur theoretischen) *Radikalismus*. Er hat freilich seinen Lehrer bedeutend überholt, weil er die Möglichkeit der Praxis hatte. Dieser vermeintliche Radikalismus hat nun seine Unfähigkeit erwiesen die Dinge zu meistern. Nationale Ohnmacht, Hungersnot und Anarchie sind mit ihm in das russische Land gezogen. Eine Wendung zum Bessern kann dem schwer geprüften Land nur der marxistische Reformismus bringen, der allen Völkern den Weg zu einer höhern Ordnung sozialer Gerechtigkeit weist. Der Bolschewismus kann seine eigene Zukunft nur retten, wenn er dem russischen Volk weitere Prüfungen erspart. Und er kann dies um so nachhaltiger tun, je gründlicher er sich zu diesem Reformismus durchringt.

⁵⁾ Siehe Ballod Rußlands wirtschaftliche Zukunft, in der Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung, 1917, Seite 1151 ff.

⁶⁾ Siehe Quessel Das Trugbild der sozialen Revolution, in den Sozialistischen Monatsheften, 1911 III, Seite 1204 ff.

HERMAN KRANOLD - DIE LANDARBEITERFRAGE NACH DEM KRIEG



U den mannigfachen Schäden, die die deutsche Landwirtschaft infolge des Krieges hat auf sich nehmen müssen, gehört neben dem Mangel an tierischen Arbeitskräften, der hier schon früher betrachtet wurde¹⁾, auch die Verarmung der Landwirtschaft an menschlichen Arbeitskräften. Von der Größe und von der Bedeutung dieses Mangels macht man sich in Deutschland in weiten Kreisen bisher keine rechte Vorstellung. Es ist ja auch richtig, daß er zahlenmäßig schwer zu erfassen ist. Immerhin läßt sich sagen, daß vor dem Krieg etwa 20 Millionen Deutsche von der Landwirtschaft als Beruf gelebt haben. Die weiblichen Arbeitskräfte, die in dieser Statistik aufmarschierten, waren freilich nur zum Teil in der Landwirtschaft tätig; ein großer Teil ihrer Arbeitsleistung bestand in Haushalt und Kinderaufzucht. Nimmt man hinzu, daß in geringem Grad auch die 6 Millionen Kinder zur Landwirtschaftsarbeit herangezogen wurden, und macht man einen annähernden Überschlag, indem man die Arbeitskraft von 6 Kindern oder 2 Frauen in der Landwirtschaft gleich der eines erwachsenen Mannes setzt, so kommt man auf einen Bestand an männlichen Arbeitskräften von $8+3+1=12$ Millionen. Durch die Kriegsentwicklung sind davon mindestens 6, wahrscheinlich aber 7 Millionen der Landwirtschaft entzogen worden. Rechnen wir als Durchschnitt des ganzen Betriebsjahrs nur 6 Millionen, weil das Heer die weise Übung befolgt hat in dem beschränkten Maß, in dem ihm das möglich war, Männer zur Landwirtschaftsarbeit zu beurlauben, so finden wir, daß die Hälfte der in der Landwirtschaft verwendeten menschlichen Arbeitskräfte ihr durch den Krieg entzogen worden ist.

Um die Richtigkeit dieser Ziffern einzusehen, müssen wir bedenken, daß die ausländischen Arbeitskräfte, die während der wichtigen Zeiten landwirtschaftlicher Arbeit, nämlich während des Frühjahrs, Sommers und Frühherbstes, zur Verfügung standen, während des Krieges zum großen Teil auch weggeblieben sind. Ein Teil von ihnen ist zwar zu Anfang des Krieges in Deutschland gewesen und dort festgehalten worden; aber eben nur ein Teil. Die Staatsangehörigen unserer Verbündeten, insbesondere Galizier, muß man in Abzug bringen, und viele, andere sind während des Krieges auch für industrielle und Verkehrszwecke in Anspruch genommen worden. So ist auch dieser Posten ausländischer Arbeit sehr klein geworden, und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Zufuhr von Kriegsgefangenen zur Landwirtschaft nur ungefähr diesen Ausfall fremder Saisonarbeiter hat ausgleichen können. Ein Urteil über den Nutzen der Kriegsgefangenen für die deutsche Landwirtschaft hat nach den Erfahrungen des ersten Kriegswinters der verstorbene Genosse Arthur Schulz hier abgegeben. Er führte damals aus, »daß wenigstens die meisten Wirtschaften der hiesigen Gegend für qualifizierte Arbeiten, zum Beispiel die Viehfütterung, freiwillig einen höhern Arbeitslohn gewähren, um die zur Landarbeit zwangsweise angehaltenen Gefangenen etwas arbeitsfreudiger zu stimmen«:

»In zerschissenen Uniformen, mit zerrissenen Stiefeln, ausgehungert und entkräftet kamen sie auf unsere Höfe, mußten erst mit Sommer-, Herbst- und Winterklei-

¹⁾ Siehe K r a n o l d Die Versorgung der Landwirtschaft mit tierischen Arbeitskräften, in den Sozialistischen Monatsheften, 1918 I, Seite 536 ff.

dung . . . mit Schuhen und Stiefeln ausgestattet werden. Erst allmählich kamen sie zu einiger Leistungsfähigkeit. Sie aßen . . . für zwei, leisteten aber in den ersten Monaten . . . höchstens die Hälfte dessen, was die deutschen Arbeiter geleistet hatten, die ins Feld gezogen waren. Vor allem aber war ihre Arbeit qualitativ recht schlecht, besonders derer, die aus den mittleren und östlichen Gouvernements des europäischen Rußlands herkamen. Nur die aus den westlichen Gouvernements und aus Sibirien stammenden wußten einigermaßen mit unseren einfachsten landwirtschaftlichen Maschinen umzugehen, die übrigen hatten bisher in ihrem Leben nicht einmal einen Pforderechen und einen eisernen Karrenpflug gesehen. Welche Mühe hat es den Betriebsleitern . . . gemacht sich mit den fremden Gästen zu verständigen, sie zu richtigem Mähen und Pflügen, zur Bedienung unserer komplizierten Maschinen, zum Füttern unserer verwöhnten hochgezüchteten Viehbestände anzuleiten; und wie wenig ist das bisher geglückt, wie höchst mangelhaft ist noch jetzt jede Arbeitsverrichtung . . .!«²⁾

Danach wird man also mit seinem Urteil über die Entlastung der Landwirtschaft durch die Gefangenearbeit äußerst zurückhaltend sein müssen. Man wird zu dem Urteil kommen, daß ihre Arbeit zwar höchst nützlich war, aber doch nicht entfernt einen wirklich ausreichenden Ersatz für die Entziehung der heimischen Arbeitskräfte bildete.

Wie wird es nun nach dem Krieg? Dürfen wir auf die Rückkehr der alten Verhältnisse rechnen? Und vor allem: Dürfen wir hoffen, daß sie bald eintreten werde? Oder werden wir uns nicht vielmehr in unseren Wünschen auf das äußerste bescheiden müssen? Werden wir nicht vielleicht alle Ursache haben der Gestaltung der künftigen Versorgung der deutschen Landwirtschaft unsere angespannte Aufmerksamkeit zuzuwenden?

Von denen, die in den Krieg gezogen sind, kehren viele gar nicht mehr wieder. Und nicht alle, die wiederkommen, werden sich der Heimkehr freuen. Sie sind oft genug halbe oder ganze Invaliden und können den größeren oder kleinern Betrieb, dem sie früher vorstanden oder den sie vielleicht ganz allein betrieben, nur schlecht oder gar nicht mehr versehen. Genauere Angaben über diesen Aderlaß an der menschlichen Arbeitskraft auf dem Land kann man vorläufig nicht machen. Aber darüber müssen wir uns klar sein, daß die Kriegsverluste und die Kriegsverletzungen ein dauernd gewaltiges Loch in der Arbeitskraft der ländlichen Bevölkerung klaffen lassen. Auf der andern Seite müssen wir bedenken, daß die unerhörte Anspannung der Frauen zur landwirtschaftlichen Arbeit, wie sie uns über den Krieg hinweggeholfen hat, auf die Dauer unmöglich weitergehen kann. Es würde ja sonst die Lebenskraft unserer Bauern- und Landarbeiterfrauen auf die Dauer verwüstet werden. Die Freudigkeit zahlreiche gesunde Kinder zur Welt zu bringen ist den Frauen schon zum guten Teil verloren gegangen. Wenn sie wiederkehren soll, so ist es vor allem nötig, daß die Arbeitsmasse, die auf den Frauen der Landbevölkerung lastet, bald wieder ungefähr auf das Maß zurückgeführt wird, das man vor dem Krieg kannte. Schon in der Vorkriegszeit war es ja so, daß der enorme Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften sich nur deshalb nicht zu einer Katastrophe auswuchs, weil die ländliche Bevölkerung noch einigermaßen fortpflanzungsfreudig war und weil der reiche Geburtsegen, mit dem sie Jahr für Jahr das Land beschenkte, selbst in den Zeiten der ärgsten Landflucht noch immer einen gewissen Ausgleich für die durch Tod oder Invalidität verlorenen landwirtschaftlichen Arbeitskräfte lieferte. Wenn zu solchen Fortpflanzungsgewohn-

²⁾ Siehe Schulz. Sind die Angriffe gegen die deutsche Landwirtschaft berechtigt?, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915 III, Seite 1287 f.

heiten der Rückweg nicht gefunden wird, so wird es allerdings um den Arbeitsmarkt in der Landwirtschaft ziemlich verzweifelt stehen. Der große Verlust wird darum nie auch nur zum guten Teil ausgeglichen werden können, wenn nicht von außen her durch kluge politische Beeinflussung der wirtschaftlichen Schichtung des Volkes das Steuer ganz gründlich herumgeworfen wird.

Dazu kommt noch, daß während des Krieges in manchen Gegenden eine beträchtliche Landflucht begonnen hat. Der riesige Bedarf der Kriegsindustrie an Arbeitskräften im Verein mit der Erschwerung des Daseins der Landarbeiter und Kleinbauern durch die vielleicht unvermeidlichen, aber ganz außerordentlich lästigen und arbeitserschwerenden staatlichen Eingriffe in den landwirtschaftlichen Betrieb und mit den immerhin ansehnlichen Löhnen, die in vielen Zweigen der Kriegsindustrie erzielt wurden, hat zahlreiche Arbeitskräfte der landwirtschaftlichen Arbeit entrissen und der Beschäftigung mit ihr entwöhnt. — Auch davon, wie tief dieser Prozeß gegriffen hat, macht sich der Städter im allgemeinen keine rechte Vorstellung. Man muß während des Krieges längere Zeit auf dem Land gelebt und Gelegenheit gehabt haben etwa das Entstehen oder die Vervielfachung des Umfangs einer Munitionsfabrik inmitten ländlicher Umgebung zu beobachten, um das recht zu erfassen. Man muß gesehen haben, wie ein einziges Artilleriedepot ganze Bezirke von landwirtschaftlichen Arbeitskräften nahezu entblößen konnte, um sich darüber klar zu werden, welche Konsequenzen dieser Vorgang für die Landwirtschaft nach dem Krieg haben muß. Gerade die besten und kräftigsten Arbeitskräfte wurden dadurch des Ackerbaus oder der Viehzucht entwöhnt. Nach dem Krieg wird die Hochkonjunktur in zahlreichen, hier in Frage kommenden Industrien (Kohle, Eisen, Maschinen, Stickstoff, Aluminium) ganz in der gleichen Richtung wirken. Es ist eine alte Erfahrung, daß die ländliche Bevölkerung verhältnismäßig leicht in die Industrie hineingerissen wird. Bei wie vielen Bauernsöhnen, die es auf dem Land viel besser hätten haben können, genügt nicht dazu im Frieden schon der Aufenthalt in der Stadt während der Militärzeit! So leicht aber die Abwanderung aus der Landwirtschaft ist, so schwer ist es erfahrungsgemäß diesen Vorgang wieder rückgängig zu machen und dem, der die sogenannten Reize des Stadtlebens (mögen sie immerhin nur in der Einbildung bestehen) gekostet hat, das ganz anders geartete, stillere Landleben wieder schmackhaft zu machen.

Dazu kommt als weitere Erschwerung, daß eins der wichtigsten Motive für die Landflucht während des Krieges sich noch verstärkt hat. Die Kriegsgewinner in der Industrie haben in großem Maß ihre Riesengewinne in landwirtschaftlichem Grund und Boden angelegt und da, wo früher freie, selbstwirtschaftende Bauern saßen, große Güter zusammengeschlagen, auf denen sie nun, jeder Sachkenntnis in landwirtschaftlichen Dingen und jeden Verständnisses für die Psychologie des Landarbeiters bar, dafür aber auf ihren neuen Reichtum so stolz, die Herren spielen. Deshalb wird mancher, der auf solchen Gütern während des Krieges aus dem einen oder andern Grund, zumal infolge der Lohnerrhöhung für landwirtschaftliche Arbeiter, die in manchen Gegenden zustande kam, noch auf dem Land verblieben ist, nach dem Krieg die erste Gelegenheit ergreifen, um in die Stadt abzuwandern und dort eine freilich unsicherere, aber ihm verheißungsvollere, freiere

Existenz zu begründen. Ganz besonders wird das von denen gelten, die gesund aus dem Feld zurückkommen und draußen gelernt haben in anderm Maß als früher etwas zu wagen und weniger auf Sicherheit als auf eine gewisse Freiheit und Unabhängigkeit des Lebens zu sehen. Sie werden nicht Lust haben den alten Feudalherren als Tagelöhner und Kätner zu scharwerken; noch viel weniger werden sie aber geneigt sein diesen Landherren gewordenen Kriegsindustrierittern die Arbeit zu tun und sich von ihnen schlecht behandeln zu lassen. Sie werden machen, daß sie fortkommen, sobald sie es nur irgend können. Nach alldem wird man also sagen müssen, daß die Verschlechterung, die während des Krieges in der Versorgung des platten Landes mit Arbeitskräften eingetreten ist, in anderer Gestalt, aber doch in sehr ansehnlichem Grad und mit äußerst gefährlichen Folgen, in die Erscheinung treten muß, wenn nicht von seiten der politischen Macht mit aller Kraft Vorkehrungen getroffen werden diesem Übel zu steuern.

Schon früher habe ich angedeutet, in welcher Richtung eine Abwehr dieser Gefahr gefunden werden kann, wenn es überhaupt eine gibt.³⁾ Verbesserung der Rechtslage der Landarbeiter, Sicherstellung ihrer politischen Rechte und ihrer sozialen Unabhängigkeit, Ausstattung aller Landarbeiter mit einem Mindestmaß von Grund und Boden, Förderung der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe wie des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens und der Kleinsiedelung durch innere Kolonisation in großem Maßstab: das ist, in wenige Schlagworte zusammengepreßt, das, was z u n ä c h s t erforderlich ist. Diese Forderungen waren schon vor dem Krieg zur Bekämpfung der landwirtschaftlichen Arbeiternot das Richtige, wie in den Sozialistischen Monatsheften besonders von Arthur Schulz oft, genau und eindringlich genug dargelegt worden ist. Es soll auch nicht verkannt werden, daß die bürgerlichen Politiker diesen Weg, wenn auch zögernd, so doch mit sichtbarem Erfolg bereits beschritten hatten. Es ist aber nötig darauf hinzuweisen, daß die Gestaltung der Arbeitsversorgung für die Landwirtschaft, wie man sie in der Zukunft zu erwarten hat, wenn nicht ganz energische Abhilfsmaßregeln getroffen werden, diese Aufgabe besonders dringlich und beinahe zum Mittelpunkt der ganzen Arbeit im Aufbau der deutschen Landwirtschaft machen sollte. Die Voraussetzungen für solche Arbeiten sind gegeben. Land ist in Deutschland genug da, das nur der intensiven Bearbeitung durch den sachkundigen, frei auf eigener Scholle wirtschaftenden Bauern sehnstüchtig harret. Menschen sind auch da, denen man nur auf dem Land Aussichten bieten muß ihr Menschentum und ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse nicht ganz und gar verkümmern zu lassen. Es fehlt vorläufig nur an der Einsicht, auch in der Industriebevölkerung, daß hier g a n z e Arbeit getan werden muß, und an der Entschlossenheit aus dieser Einsicht die nötigen gesetzgeberischen Folgerungen zu ziehen.

In welchem Maß Boden für solche Zwecke zur Verfügung steht, das ist erst kürzlich wieder von sachkundiger Seite dargelegt worden. Selbst wenn man als nächstes Ziel in der Verkleinerung des Großgrundbesitzes das aufstellt, daß er in den Gegenden, in denen er einen größeren Anteil an der Bodenfläche hat als im Durchschnitt des ganzen Deutschen Reichs, auf diesen

³⁾ Siehe Kranold Die nächsten Aufgaben der Produktionspolitik in der Landwirtschaft, in den Sozialistischen Monatsheften, 1918 I, Seite 25 ff.

Durchschnitt zurückgeführt wird, so sind für solche Ansiedlungszwecke allein schon 2 606 000 Hektar verfügbar. Dazu kommen die großen Flächen an Mooregebieten, die in Zukunft intensiver landwirtschaftlicher Bewirtschaftung zugänglich gemacht werden können. Diese umfassen allein in Preußen 2,25 Millionen Hektar. Wenn es gelingt (und es ist nicht einzusehen, warum es nicht gelingen sollte) durch Trockenlegung, Rodung und Pflügung diesen Boden eben zu machen, zu entsäuern und damit intensiver landwirtschaftlicher Bearbeitung zuzuführen, so würden allein durch diese beiden Maßnahmen über 500 000 Bauernstellen zu 10 Hektar gewonnen werden oder, wenn man die Durchschnittszahl einer landwirtschaftlichen Familie nur auf 5 Personen berechnet, mehr als 2½ Millionen Menschen auf dem Lande angesiedelt werden können.⁴⁾ Es dürfte aber jedem wohl klar sein, daß selbst diese landwirtschaftliche Rücksiedelung nur dann mit Erfolg in Angriff genommen werden kann, wenn wirklich alles geschieht, um sie anziehend zu machen. Ein paar hübsche Plakate in den Eisenbahnwagen, in den Heimen für Obdachlose usw. genügen nicht dazu, sondern es muß mehr geschehen, das denkbar Mögliche muß geschehen, um vor allem den wirtschaftlichen Erfolg für alle, die mit ehrlichem Arbeitswillen an die Sache herangehen, sicherzustellen.

Ein ganz besonderer Grund hier die höchste Aufmerksamkeit walten zu lassen liegt in der Frage der Ansiedlung der Kriegsinvaliden und der gesunden bleibenden Kriegsteilnehmer. Es ist ein Unding, wenn jetzt beabsichtigt wird die Verwaltung einer halben Milliarde, die der Ansiedlung von gesunden Kriegsteilnehmern dienen soll, nur so einseitig parteiischen Stellen wie dem Bund deutscher Kriegervereine, dem sogenannten Kyffhäuserbund, zuzuweisen. Das ist das sicherste Mittel, um Zuzug fernzuhalten. Aber selbst, wenn solche Fehler nicht gemacht werden, wird die Sache noch schwer genug sein. Während des Krieges hat man zum Beispiel (und darin liegt gewiß ein großer Fortschritt, der keineswegs gering geschätzt oder herabgesetzt werden soll) dem Kriegsinvaliden die Möglichkeit gegeben seine Verstümmelungszulage und seine Kriegszulage mit Kapital abfinden zu lassen, wenn er sich auf dem Land als Bauer ansiedeln will. Aber die Kapitalien, die dabei ausgezahlt werden, genügen bei weitem nicht, um einen gesunden Bauernstand zu schaffen. Sie sind so klein, daß sie selbst für Unversehrte, denen die Arbeitskraft in vollem Maß zur Verfügung steht, nicht ausreichen würden. Kriegsinvaliden aber, die doch immerhin erheblich kostspieliger wirtschaften werden als gesunde Männer, ist mit den Summen, die da in Frage kommen⁵⁾, in den meisten Fällen nicht geholfen. Gewiß gibt es eine absolut genommen nicht geringe Zahl von Einzelfällen, wo das genügt. Gewiß ist besonders diese Summe dann eine namhafte Hilfe, wenn es sich darum handelt vorhandenen Zwergbesitz zu Kleinbetrieben aufzurunden oder Kleinbetriebe im Inventar besser zu stellen. Für das Wichtigste aber: für die Beschaffung neuer Ansiedlungen, muß dieses Gesetz versagen und versagt es auch. Da gibt es nur zwei Auswege: Entweder man findet auch die Hauptrente ab (das hätte freilich auch seine erheblichen Nachteile), oder aber man schafft ein gesetzliches Recht jedes Ansiedlers, der sich auf

⁴⁾ Siehe Keller *Wieviel Bauerngüter können noch in Deutschland geschaffen werden?*, in der Deutschen Arbeit, 1918, Seite 112 f.

⁵⁾ Soweit ich unterrichtet bin, beträgt das Höchstkapital, das jetzt zur Auszahlung kommen kann, etwa 5000 Mark.

Grund seines Abfindungskapitals für Verstümmelungs- und Kriegszulage neu ansiedelt, ein Darlehen des Staates zu billigem Zinsfuß und zu bequemen Rückzahlungsbedingungen bis zur Höhe der Kapitalabfindung für seine Hauptrente zu beanspruchen. Dann kommen Kapitalien zusammen, die neuen Ansiedlern wirklich Mut geben könnten. Und so könnte auf dem Weg über die Versorgung der Kriegsinvaliden auch gleichzeitig das gewaltige soziale Problem der Wiederversorgung der Landwirtschaft mit menschlichen Arbeitskräften mit einiger Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden.

Diese Maßnahmen sind notwendig, um die deutsche Landwirtschaft, die sich während des Krieges so tapfer gehalten hat, vor nachträglichem (volkswirtschaftlichem) Ruin im Frieden zu sichern. Sie liegen in der Richtung auf das Ziel: die Produktivkraft der Landwirtschaft noch weiter zu verstärken und ihre Anwendung noch weiter zu intensivieren; damit auch den unheilvollen Gegensatz zwischen Stadt und Land (der auf dem parteipolitisch gezüchteten, an sich völlig widersinnigen Gegensatz zwischen Konsumenten und Produzenten beruht) im Interesse der Gesamtschaffenskraft und der Gesamtkultur zu beseitigen. Und das ist, trotz ihren sonstigen großen Vorzügen und der segensreichen Wirkung, die von ihnen erwartet werden darf, beinahe ihre beste Seite, daß sie diese Entwicklung überhaupt ins Rollen bringen. Deshalb sollten auch Sozialisten, und gerade Sozialisten, dieses freudig fördern helfen.

FERDINAND NAGEL · EINE ALTE SCHULD



Im Kirchenbuch des Pfarrorts A. in Vorpommern berichtet im Jahr 1673 der damalige Pastor Näser: »In D...tz haben vor Zeiten 7 Bauern, so Seel. Herrn Land Raht Otto Schwerin zugehöret, gewohnet, davon ein jeder dem Pastori gegeben 1½ Scheffel Rogken, thut zusammen 10½, auch ein Dütchen Geld, Wurst und Eier. So haben auch die von Lindstädte daselbst 4 Kossäten gehabt, die dem Pastori vordem jeder Wurst und Eier, auch ein Dütchen Geld gegeben, ingleichen dem Custodi jährlich nach Aussage alten Borchwardts ein jeder 1 Viert Rogken.«

Noch in der Jugendzeit »alten Borchwardts« standen also in D...tz 7 vollbäuerliche Anwesen und 4 Kossätenhöfe, die einen von je 3 Hufen Ackerfläche, also 120 Morgen, die anderen von je 1 Hufe oder 40 Morgen. Sie alle aber sind schon 1673 nicht mehr vorhanden, und an ihrer Stelle stehen ein »Ackerwerk« (Gut) des Herrn von Schwerin und eine Schäferei derer von Lindstädt. Die einst selbständigen Bauernwirte aber sind zu »Häuschenleuten, Häkern [Pflügern], Dreschern und anderen Einliegern« herabgedrückt worden. Als gutseigene Leute, das heißt als an die Scholle gefesselte Gutsarbeiter, müssen sie nun im Großbetrieb die Felder bestellen, auf denen sie vorher jeder für sich auf eigene Verantwortung, zu eigenem Nutzen, kurz als selbständige Bauern gepflügt, gesät und geerntet haben. Und so wie in diesem pommerschen Dorf ist es nun überall im östlichen Deutschland gegangen: Zahllose Bauerngehöfte aller Größen sind seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts von den Gutsherren gelegt worden, und so ist unser Ostland, das im Mittelalter ein durchaus bäuerliches Gepräge trug, durch die

Gewaltpolitik der *Stände* zu einem ausgesprochenen Gutsland gemacht worden, wo heute der Großgrundbesitz fast 60 % der Nutzfläche innehat, im Regierungsbezirk Stralsund sogar 78 %.

In diesem schweren Unrecht längst verstorbener Geschlechter liegt die eigentliche und tiefste Ursache für die heute als dringende soziale und nationale Gefahr unsern Volksbestand bedrohende Landflucht in den östlichen Provinzen Preußens: Damals schon, im 17. und 18. Jahrhundert, wurde die ostelbische Landbevölkerung durch das Legen der Bauern von ihrem Boden losgerissen, also heimatlos gemacht, und nur Gewalt (Leibeigenschaft) hielt die Menschen noch auf der Scholle fest. Als dann mit der Bauernbefreiung im Beginn des 19. Jahrhunderts die Freizügigkeit kam, da offenbarte es sich, wie furchtbar unstet und flüchtig das bodenlos gemachte Volk geworden war. Mit tiefstem Bedauern schreibt Ernst Moritz Arndt schon 1817 von den Gutstagelöhnern seiner vorpommerschen Heimat, in der das *Bauernwerden* unter der schlaffen schwedischen Regierung von den allmächtigen Grundherren mit besonderer Rücksichtslosigkeit betrieben worden war: »Nun fliegt das Landvolk fast alle Jahre wechselnd von Ort zu Ort hin und her und ändert leichtsinnig Stätte, Herrn, Neigung und Liebe.« Doch mit aller Schärfe weist er diejenigen zurück, die diese Unseßhaftigkeit der Tagelöhner der neuen Freiheit zur Last zu legen suchten, »die die Leibeigenschaft als eine Schule der Sittlichkeit empfehlen wollten«. »Ich habe die Quelle des Übels genannt«; sagt er, »es ist der Mangel an bleibenden Sitzen, an Bauerndörfern. Einlieger in Katen verändern die Heimat nie; sie haben keine Heimat. Auf der ganzen Erde und in dem Lande, das man ihr Vaterland zu nennen beliebt, gehört ihnen auch nicht so viel Land, als sie mit ihrem Fuß bedecken können; nur bei den Toten wird ihnen eine bleibende Stätte vergönnt. Leicht, ja leichtfertig wird ihr Sinn; was ihre Hand heute gewinnt, wird morgen verzehrt; Treue, Dankbarkeit, Anhänglichkeit an Menschen müssen bei ihrer Unstetigkeit fast aussterben.«

Dieses ewige *Mutieren* der besitzlosen Tagelöhner (der einstigen Bauern und Kossäten) von Gut zu Gut wurde aber zur eigentlichen Landflucht, das heißt zur Abwanderung aus der ostdeutschen ländlichen Heimat, als sich Rußland und die Übersee (besonders die Vereinigten Staaten von Amerika und Canada) bereitwillig allen den fleißigen Menschen öffneten, die in angestregter, aber freier Arbeit sich dort eine eigene Heimstätte, einen selbständigen Bauernhof gründen wollten. Und die Flucht aus den durch verkehrte Gesetzgebung noch im Lauf des 19. Jahrhunderts gewaltig vermehrten und vergrößerten Gutsbezirken des Ostens (4 Millionen Morgen Bauernland sind zwischen 1811 und 1860 in den 7 östlichen Provinzen an den Großgrundbesitz verloren gegangen) wurde riesengroß, seitdem die aufblühende deutsche Industrie reichliche und lohnende Arbeitsgelegenheit bot. Heute verlassen Tag für Tag allein in Preußen 600 Menschen das flache Land, um in die Industriebezirke zu wandern; das macht jährlich über 200 000. Und daß sie in ihrer großen Masse aus den Gebieten des überwiegenden Großgrundbesitzes kommen, mag die folgende Tatsache zeigen: Im Jahr 1872 wanderten aus dem Regierungsbezirk Stralsund, dem klassischen Land des Bauernlegens, 3180 Personen von 200 000 Einwohnern aus gegen nur 140 aus der Altmark mit ungefähr gleicher, aber bäuerlicher Bevölkerung. Graf Posadowsky hatte nicht unrecht, als er Anfang dieses Jahres im Herren-

haus das Bauernlegen für das größte Unglück erklärte, das unser Ostland betroffen hätte.

Das einzig wirksame Mittel gegen die sonst unaufhaltsame Landflucht ist eine möglichst umfassende innere Kolonisation, wie sie hier in den Sozialistischen Monatsheften namentlich von Arthur Schulz stets so eindringlich verlangt worden ist. Die bisherige Ansiedlungspraxis hat erwiesen, daß fast die doppelte Anzahl Menschen im Osten Platz finden kann, wenn er, wie der Westen, überwiegend ein Bauernland wird. In den 6 Kolonien des südlichen Kreises Greifswald zum Beispiel ist die Einwohnerzahl durch die Aufteilung von 688 auf 1317 Seelen gestiegen, in Nepzin von 136 auf 270, in Klein Bünzow sogar von 90 auf 320. An Bewerbern aber für die neugegründeten Rentengüter fehlt es nie. Hat doch die Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen Tausende von Ansiedlungslustigen wieder fortzuschicken müssen, weil sie bei der beschränkten Ankaufspolitik nicht Land genug für sie alle hatte. Mit Freuden bleibt der deutsche Mann auf dem Land, ja zieht sogar aus der Stadt aufs Dorf zurück, wenn er dort wieder das werden kann, was seine Vorväter einst gewesen sind: ein Bauer in selbständiger, wenn auch kleiner Wirtschaft.

Aber es ist auch die allerhöchste Zeit, daß wir durch eine großzügige Innenkolonisation arbeitsfreudigen Volksgenossen den Zugang zum Ostland wieder erschließen. Mit allen Mitteln sind seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Polen von den Gutsherren als Wanderarbeiter, als sogenannte Schnitter aus Rußland und Galizien herbeigerufen worden, und ihre Zahl wächst von Jahr zu Jahr. 470 000 waren es schon 1914. Diese Veröslung des deutschen Ostens bedeutet aber ebensowohl eine soziale wie eine nationale Gefahr. Ist doch damit auch eine Herabdrückung der Lebenshaltung verbunden. Gerade diese Folgeerscheinung ist mit der kräftigsten Antriebskraft zu einer immer verstärkten Abwanderung der deutschen Landarbeiterschaft aus den ostelbischen Gutsbezirken: Bei meinem neulichen Besuch des Gutes D...tz fand ich überwiegend polnische Arbeiter und Arbeiterinnen vor, die in den erbärmlichen Gutskaten hausten. Wären derartige Zustände wohl möglich, wenn D...tz auch heute noch als Bauerndorf bestände, mit seinen 7 Vollbauern- und 4 Kossätenhöfen, wie in der Jugendzeit »alten Borchwardts«?

Diese Feststellung soll hier nicht aus irgendeiner Abneigung gegen das Slawentum getroffen werden. Wir wollen mit dem slawischen Mütterchen Rußland in Frieden und Freundschaft, mehr noch: in engem wirtschaftlichen und geistigen Austausch, leben. Wie wertvoll das für uns wäre, hat gerade der sozialistische Vorkämpfer für deutsche Innenkolonisation Arthur Schulz tief erkannt, als er sein Vermögen der Gründung eines Instituts widmete, das der deutsch-russischen Verständigung dienen soll. Aber eine Freundschaft zweier Völker gedeiht am besten, wenn jedes in seinem eigenen Land durch das andere nicht beeinträchtigt wird. Gar eine weitere Polonisierung deutscher Landesteile würde auch eine Vergrößerung der nicht geringen politischen Gefahr bedeuten, die Polen ohnehin für Deutschland darstellt. Ist die russische Gefahr nur ein Dogma bestimmter Gruppen, die die öffentliche Meinung freilich stark beeinflussen, so ist die polnische Gefahr drängende Wirklichkeit, und wir sollten sie nicht noch verschärfen.

Wenn man an dem Einzelbild D...tz den traurigen Verfall unserer Volkskraft sieht, kommt es einem zum vollen Bewußtsein, welch unerhört schwere Schuld die alten Herrengeschlechter auf sich geladen haben, als sie ihre Volksgenossen durch das Bauernlegen vom Boden losrissen und dadurch den Grund legten für deren spätere Abwanderung. Nur eine Innenkolonisation größter Art, die eine ganz beträchtliche Anzahl von Großgütern, aus Bauernland entstanden, wieder in volkreiche Bauerngemeinden verwandelt, kann jene alte schwere Schuld an unserm Ostland wieder gut machen. Sie ist eine Lebensnotwendigkeit für Staat und Volk.

MAX SCHIPPEL · MARX UND DIE WAKEFIELD-SCHEN KOLONIALAUFFASSUNGEN

MARX' kurzer, eindrucksvoller Abschnitt über die moderne Kolonisationstheorie¹⁾ behandelt mit derbem Spott die Schwierigkeiten: in Siedelungskolonien trotz aller Einwanderung eine genügende Bevölkerungsschicht von Lohnarbeitern ständig zur Verfügung zu haben, und vor allem die bis zur Verwicktheit künstlichen Gegenpläne, die, an den Namen Wakefields anknüpfend, lange Zeit in England viel erwogen wurden und von denen kurze Zeit selbst die bedächtige englische Kolonialpraxis nicht unbeflüßelt blieb: obwohl von einer tatsächlichen »jahrlangen Ausführung« der »von Herrn Wakefield eigens verschriebenen Methode« und deshalb von deren »schmählichem Mißerfolg« (wie es bei Marx heißt) kaum mit Recht gesprochen werden kann.

Aber der besondere Landverkaufsplan, der durch eine bestimmte Hochhaltung der kolonialen Bodenveräußerungspreise einen Fonds zur dauernden regelmäßigen Versorgung mit europäischen Lohnarbeitskräften zu schaffen gedachte, war nur eine äußerliche, freilich die zeitweise auffälligste Begleiterscheinung der scharfsinnigen Kolonialtheorien und der leidenschaftlichen Kolonialpropaganda des seltsamen, nicht ohne eigene Schuld vom Schicksal merkwürdig hin und her geworfenen Mannes. Wie gliedern wir ihn heute, in ruhigerer Zeit, im allgemeinen in die stattliche Reihe der englischen Kolonialreformer und Kolonialpolitiker ein?

Die Marxsche Bemerkung, es sei »das große Verdienst« Wakefields in den Kolonien die Wahrheit über die kapitalistischen Verhältnisse des Mutterlandes entdeckt zu haben, könnte ironisch klingen. Aber an einer andern Stelle seines Lebenswerks, bei der Schilderung der englischen Landarbeiternot in den dreißiger Jahren, zitiert Marx den gleichen Verfasser nicht nur als einen /der bittersten und unerschrockensten Ankläger (in der Tat stand Wakefield Carlyle innerlich und persönlich nahe) sondern zugleich als den »bedeutendsten politischen Ökonomen jener Periode.«²⁾ Bei der Wertung der kombinierten Arbeit, der Kooperation, »der neuen Kraftpotenz, die aus der Verschmelzung vieler Kräfte in eine Gesamtkraft entspringt«, greift Marx mit auf Wakefield zurück³⁾, und er hätte es an dieser Stelle noch mehr tun können, da die Wakefieldschen Beiträge zu dieser Frage und seine anschließenden Angriffe gegen Adam Smith' Überschätzung der Arbeitsteilung

¹⁾ Siehe Marx Das Kapital I, 4. Auflage /Hamburg 1890/, Seite 729 ff.

²⁾ Siehe Marx, am erwähnten Ort, Seite 641.

³⁾ Siehe Marx, am erwähnten Ort, Seite 290.

überaus originell und anregend sind. Ohne Zweifel haben jedoch gerade auch manche der Wakefieldschen kolonialen Grundauffassungen ziemlich tief und dauernd auf Marx zurückgewirkt.



GLEICH die den Marxschen Kolonialabschnitt einleitende Bemerkung: er handle von »wirklichen Kolonien«, und diese würden nach ihrer ganzen wirtschaftlichen Grundlage gekennzeichnet durch »jungfräulichen Boden, der durch freie Einwanderer kolonisiert wird«, und weiter die daran sich reihende Schlußfolgerung: »ökonomisch gesprochen« seien »die Vereinigten Staaten immer noch Kolonialland Europas«, stehen beide auf genau dem gleichen Boden wie die Wakefieldsche Auffassung:

»Was die Kolonisation anlangt, so bilden ihre Grundbestandteile die Auswanderung [emigration] und die dauernde Niederlassung der Auswanderer auf unberührtem Boden [unoccupied land]. Eine Kolonie ist daher ein ganz oder teilweise unberührtes Land, das Einwanderer aus der Ferne aufnimmt; und zwar bildet es eine Kolonie jenes Landes, aus dem die Einwanderung stammt und das deshalb Mutterland genannt wird.«⁴⁾

Der Fehler bei dieser an sich klaren Definition liegt offenbar in der einseitigen Beschränkung auf die Siedelungskolonisation. Aber die ganze Wakefieldsche Zeit erklärt dies zur Genüge, denn sie blickte wie gebannt auf die bedrohliche *Übervölkerung* daheim, die nach den Napoléonischen Kriegen und unter den erstaunlich rasch sich folgenden und ausbreitenden industriellen Umwälzungen das soziale Leben Englands in nie gekannter Weise bedrückte. Diese *Übervölkerung* fand im Malthusschen Bevölkerungsgesetz ihren damals fast widerspruchslos anerkannten bürgerlich-theoretischen Ausdruck und ebenso ihren peinlichen sozialpolitischen Niederschlag in der damaligen Neugestaltung des englischen Armenwesens /1834/ mit der allgemeinen Anordnung der vielumstrittenen Arbeitshäuser. Vor allem spiegelte sie sich in einer beängstigend starken Auswanderung wider, die zu einer notwendigen Dauererscheinung zu werden bestimmt schien. Auf der andern Seite standen überseeische einwanderungsbedürftige Reichsgebiete wie Canada und Australien im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, soweit sich dieses überhaupt den kolonialen Fragen lebhafter zuwandte. In Canada hatten sich die lange glimmenden inneren Wirren 1838, gleich nach dem Regierungsantritt der jungen Königin Victoria, in einem großen Aufstand entladen und die Sondermission des Grafen Durham, in dem berühmten epochemachenden Bericht über den Zustand Britisch Nordamerikas gipfelnd, hatte den Übergang zur vollen kolonialen Selbstregierung, den tiefsten Einschnitt in die englische Kolonialpolitik bis zum neuerlichen Emporkommen des Chamberlainschen Imperialismus, und eine Fülle darum sich gruppierender theoretischer und parteipolitischer Kämpfe eingeleitet. Hinsichtlich Australiens rangen die beiden totfeindlichen Kolonialsysteme: das der Sträflingsdeportation und der freisiedlerischen Entwicklung jahrelang in heftigen schriftstellerischen und behördlich-parlamentarischen Auseinandersetzungen, diesseits wie jenseits des Ozeans, um die Vorherrschaft, oder vielmehr um die Alleingeltung, da ein System so gut wie vollständig das andere ausschloß. Gleichzeitig drohte Neuseeland an Frankreich zu fallen, das im Stillen Ozean, nach der endgültigen Ab-

⁴⁾ Siehe Wakefield *A View of the Art of Colonization*, Neudruck /Oxford 1914/, Seite 16 f.; dort auch die nächstfolgenden Zitate.

drängung von Indien und dem australischen Festland, eine rege wirtschaftliche und politische Tätigkeit entfaltete; tatsächlich retteten entschlossene private Bemühungen, mit Durham und Wakefield an der Spitze, das hoffnungsreiche Inselland viel mehr für den britischen Einfluß und Besitz als die Leiter des Londoner Colonial Office selber, mit denen die vorwärtstreibenden Kolonialenthusiasten, die Wakefield, Charles Buller, William Molesworth (die *Theoretiker von 1830*, wie sie sich nach ihrem ersten halb schulmäßigen halb parteipolitischen Zusammenschluß nannten) in unablässiger Fehde lebten. Indien lag der damaligen heimischen Parteipolitik ziemlich fern; es bildete bis zum großen Aufstand /1857-1858/ die Domäne teils der unnahbaren Ostindischen Gesellschaft, der hervorragendsten chartered company der Kolonialgeschichte, teils der abgeschlossenen Beamtenschaft im Indischen Amt und seinen ihm untergeordneten Verwaltungsstellen. Vollends die übrigen überseeischen Reichsteile nichtsiedelungskolonialer Art mit ihren Wirren, die aus dem überlebten Sklavenarbeitssystem und erst recht aus der Aufhebung der Sklaverei emporwuchsen (1838 trat die endgültige Abschaffung für die britischen Kolonien in Kraft), erregten mehr Ärger als Anteilnahme; von Hoffnungen, die man für Westindien und ähnliche Besitzungen hegen könnte, war kaum irgendwo noch die Rede.

So ist die Wakefieldsche selbstgewählte Beschränkung des Gesichtsfelds durchaus erklärlich; sie entspricht nur einer gleichzeitig fast allgemeinen Denkströmung:

»Das Wort Kolonie gebrauche ich nicht für ein Land wie Britisch Indien, das ein großes Schutzgebiet [a great dependency] darstellt. Auch nicht von Mauritius, das zwar für Frankreich eine Kolonie war, aber für England nur ein Schutzgebiet ist [Wakefield macht hier zweifellos die alte starke französische Einwanderung und Niederlassung zum Unterscheidungsmerkmal]. Noch weniger würde ich Malta oder die Ionischen Inseln [bis 1862 unter englischer Schutzhierrschaft] zu den Kolonien rechnen. Auch Ursache und Verfahren, mittels deren diese Plätze und Länder zu Schutzgebieten Englands wurden, hat mit dem Wesen der Kolonisation nicht das geringste gemein.«

Das ist für die dreißiger und vierziger Jahre immerhin einleuchtend, da der spätere großartige Neuaufschwung der Tropenkolonisation, nach der leidlichen Überwindung der Schwierigkeiten in der Heranziehung farbiger Arbeiter auch ohne Sklaverei, zu jener Zeit kaum vorausgesehen werden konnte. Es ist für Wakefield, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf eine möglichst verlässliche und dauernde Anpassung zwischen Einwanderung und Neulanderschließung hinstrebte, erst recht naheliegend. Für die sechziger und siebziger Jahre und die ersten Auflagen des Kapitals war es kaum noch ganz zeitgemäß; und so finden wir denn bei Marx die Zusatzbemerkung angehängt, allerdings fast wie eine nachträgliche Korrektur, der keine weitere Erklärung und Folge gegeben wird:

»Übrigens gehören auch solche alten Pflanzungen hierher, wo die Aufhebung der Sklaverei die Verhältnisse gänzlich umgewälzt hat.«

Restlos erschöpfend wird man jedoch diesen ergänzenden und verbessernden Anhang auch noch nicht nennen wollen. Denn man kann die vorangegangene Sonderstellung der ganz eigenartigen Siedelungskolonisation begreifen, kann weiter für die ausschließliche Anwendung des Wortes Kolonie auf die überseeischen Tochter- und Pflanzstaaten des Mutterlandes auf manche sprachlichen Zusammenhänge hinweisen, obwohl niemals der sonst allgemeine Sprachgebrauch einfach ohne wei-

teres beiseite geschoben werden sollte. Aber wenn man die selbstgezogenen anfänglichen Begriffsschranken schließlich verläßt, warum gehören nur »alte« Pflanzungen mit vorangehender Sklaverei hierher, und nicht ebensogut jedes neu aufgebrochene tropische Gebiet mit aufgepfropfter europäischer Wirtschaftsumbildung, die sich zwischen bloßer Umgestaltung der vorgefundenen oder neu eingeführten Eingeborenenkulturen und vollkommener Neulanderschließung und Neuproduktion, bis zu vollster großkapitalistischer Plantagenwirtschaft, in den mannigfaltigsten Erscheinungsformen hin und her bewegt?⁵⁾ Die Lücke selbst noch in der wesentlich verbesserten Marxschen Begriffswahl und Begriffsbestimmung ist deshalb unbestreitbar, und die umgebenden tatsächlichen Verhältnisse drängen heute sicherlich zu einer umfassendern Grenzziehung. Belehren uns doch heute sogenannte Marxisten bereits nach ganz entgegengesetzter Richtung:

»Afrikanische und asiatische Kolonien . . . diese sind es einzig und allein, um die es sich heute bei der Frage der Kolonialpolitik handelt. Nur Ausbeutungskolonien kommen noch in Betracht, tropische Kolonien, nach denen eine Massenauswanderung arbeitender Elemente aus Europa von vornherein ausgeschlossen ist.«⁶⁾

DIE von Marx geteilte rein wirtschaftliche Auffassung der europäisch-überseeischen Kolonialbewegung zieht nun bei Wakefield sofort ihre politischen Denkfolgerungen nach sich, und auch hier wandelt Marx mit seinem Urteil über die Vereinigten Staaten als Kolonialland Europas mit Recht ganz in den gleichen Bahnen.

Gleich hinter der oben mitgeteilten Begriffsdarlegung heißt es nämlich bei Wakefield weiter über den an sich ganz gleichgültigen Bestand und Fortbestand von mutterländischer rein politischer Vorherrschaft und Oberregierung (um den Sinn sofort verständlicher zu machen, hält sich die folgende Übersetzung in der Wortwahl und Wortstellung etwas freier):

»Unzweifelhaft gehört zum Vorgang der Kolonisation auch irgendeine Regierung. Denn zunächst brauchen die Kolonisten irgendeine Verwaltung, und zweitens wird Umfang und Art der Zuwanderung nach einer Kolonie wesentlich mitbestimmt durch die Art, wie man die Eingewanderten regiert. Zudem hängt notwendig der Nationalcharakter der durch Kolonisation neugeschaffenen Gemeinwesen ab vom Charakter der politischen Verfassung, unter welche die Neusiedler geraten. Aber nach dieser politischen Seite bleibt, ausgegangen vom Wesentlichen der Kolonisation [wie wir sahen: von der Neulanderschließung für und durch Einwanderer] noch immer die Frage: ob auch die Regierung durch das Mutterland gleich wesentlich ist. Ist, als Frage der Regierungsführung betrachtet, die Unterordnung der Kolonie unter das Mutterland eine wesentliche Voraussetzung der Kolonisation [im grundlegenden wirtschaftlichen Sinn]? Ich meine: nein. Vollkommen unabhängig-souveräne Staaten des Altertums nennen wir gleichwohl Kolonien Griechenlands; durchaus zutreffend.«

Und nun fährt der moderne Kolonialtheoretiker in Übereinstimmung mit der manchen überraschenden und doch einzig folgerichtigen Marxschen Auffassung fort:

»Die Vereinigten Staaten von Amerika entsprangen aus englischer Einwanderung, einen großen Teil ihres jährlichen Bevölkerungszuwachses entnehmen sie noch heute der Einwanderung aus England [was für die dreißiger und selbst die ersten vierziger Jahre noch immer, mit späteren Jahrzehnten verglichen, in außergewöhnlichem Maß zutrifft]. Für meine Auffassung sind daher die Vereinigten Staaten immer noch Kolonien von England. Ich teile daher Kolonien

⁵⁾ Siehe Schippel Kolonialpolitik und Marxismus und Die wirtschaftliche (marxistische) und die formalpolitische Auffassung der Kolonialpolitik, in den Sozialistischen Monatsheften, 1916 II, Seite 762 ff. und 788 ff.

⁶⁾ Siehe Kautsky Sozialismus und Kolonialpolitik /Berlin 1907/, Seite 28.

in zwei Klassen: die abhängigen und die unabhängigen, wie Canada und Massachusetts.«

An anderer Stelle nennt Wakefield das eben sich rascher bevölkernde und besiedelnde Michigan als ganz moderne Kolonie (quite modern colony) neben Obercanada, Südaustralien und Neuseeland⁷⁾: von dem gegebenen Ausgangspunkt aus ganz unbestreitbar und logisch unausweichlich, denn die stärkste, umwälzendste Neulanderschließung innerhalb der Vereinigten Staaten vollzog sich damals erst in der Nachbarschaft der Großen Seen, während die Gebiete des mittlern und nördlichen Mississippis und der eigentlichen Präriezone erst viel später dem Weidebetrieb und dem Pflug von Europäern oder europäisch-amerikanischen Abkömmlingen unterworfen, das heißt kolonisiert und in wirkliche regere wirtschaftlich-koloniale Beziehungen zu Europa und den amerikanischen Oststaaten, den Quellen der Einwanderung und Westwanderung, gebracht wurden. Um den maßgebenden Kern der ganzen (Siedelungs-) Kolonialpolitik: das möglichst rasche und möglichst zweckmäßige Inverbindungbringen von Neuland und fernher, aus anderer Wirtschaftsumgebung zuwandernden Neuwohnern zu veranschaulichen, greift Wakefield unaufhörlich auf die Landpolitik der Vereinigten Staaten zurück⁸⁾: zusammen mit der unionsamerikanischen Einwanderungspolitik in der Tat genau so Kolonialpolitik wie die gleich oder ähnlich laufenden Maßnahmen Britisch Canadas oder Britisch Australiens, die jedermann als die Grundpfeiler der britischen Kolonialtätigkeit in diesen ihr unterstellten Erdstrichen betrachten wird und die ihren entscheidenden wirtschaftlichen Charakter wahrlich dadurch nicht verlieren können, daß sie mehr und mehr, erst hier und da und schließlich fast ausnahmslos, in größerer völker- und staatsrechtlich-politischer Unabhängigkeit sich vollziehen. Mit anderen Worten: alle solche Maßnahmen sind kolonialer oder nichtkolonialer Art je nach ihrem allgemeinen vorwiegend wirtschaftlichen Inhalt, aber wahrhaftig nicht je nach der mehr europäisch-zentralen oder mehr überseeisch-freibeweglichen verantwortlichen politischen Instanz, von der sie zufällig ausgehen. Auch bei Erringung vollkommener politischer Souveränität bleiben, mit Wakefield und Marx *ökonomisch gesprochen*, siedelungserwachende und siedelungswachsende Erdstriche schließlich Kolonien, wenn und solange sie aus einem Ursprungsland mit anderer und älterer, das heißt höherer ökonomischer Struktur (beispielsweise aus England) oder aus einer in sich gleichartigern Gruppe von Ursprungsländern (aus Europa mit seiner Staatenmannigfaltigkeit) die Überzahl der Neusiedler für ihre unermesslichen Neuländereien gewinnen. Bei seiner wirtschaftlichen Entwicklungsauffassung sieht deshalb Wakefield in den dreißiger und vierziger Jahren die Vereinigten Staaten zum großen Teil noch als Kolonien Englands an: Englands, weil die in das unaufgebrochene Innere vorstoßende Menschenmasse damals vorwiegend englischen Ursprungs war und englisches Gepräge trug. *Ökonomisch gesprochen* bezeich-

⁷⁾ Siehe Wakefield, am erwähnten Ort, Seite 152. In A Letter from Sydney (London 1829), Seite 149 f., schreibt Wakefield vielleicht noch charakteristischer: »Die Vereinigte Staaten-Amerikaner sind heute, im Jahre 1829, ein noch jüngeres [koloniales] Volk als sie es 1779 waren. Dann kommt es dabei offenbar auf etwas an, was unabhängig von dem bloßen Zeitjahr und von der Verbindung mit einem Mutterland ist. Was kann dies sein? . . . Offenbar etwas Gemeinsames für alle, die wir ein junges [koloniales] Volk nennen: gemeinsam für Amerikaner, Canadier, Südafrikaner und Australier. Und dieses etwas liegt in nichts andern als in der Überfülle von Neuland im Verhältnis zur Bewohnerschaft.«

⁸⁾ Wie dies sonderbarer- oder vielmehr ganz unvermeidlicherweise auch fast alle deutschen Kolonialtheoretiker tun, nachdem sie ihre viel zu enge, unhaltbare Begriffsbestimmung für Kolonien und Kolonisation vorangehen ließen; kühnlich Merivale und viele der namhaftesten englischen Theoretiker.

net Marx noch ein Menschenalter später die Vereinigten Staaten als Kolonialland Europas: Europas, weil nicht mehr bloß englische, sondern ebensogut und noch mehr irische, deutsche, österreichisch-ungarische, russische, romanische, skandinavische Einwanderer den erdteilverändernden weltmarktumwälzenden Siedlungsprozeß vollzogen, der in der Tat erst nach Wakefield und nach dem, vor allem auch die Neulandfrage lösenden Bürgerkrieg⁹⁾ seine volle Schwungkraft gewann. Englische, irische, deutsche, skandinavische, allerdings daneben mehr und mehr zugleich oststaatlich-amerikanische Farmer und Bauern haben die Innen- und Westgebiete der Vereinigten Staaten kolonisiert, mit unvergleichlichster Wucht erst seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts: allerdings seit dem letzten Viertel bereits des 18. Jahrhunderts unter unabhängig-amerikanischer, nicht mehr unter britischer Flagge. Ändert die letzte Äußerlichkeit das geringste an dem Kern und Wesen des internationalen wirtschaftsgeschichtlichen Vorgangs?

FÜR den Kolonialpraktiker Wakefield ergaben sich aber, was für Marx bei seiner ganz andersartigen, rein theoretischen Stellungnahme zur Kolonialfrage beiseite bleiben konnte, aus seiner wirtschaftlichen Auffassung noch konkrete politische Forderungen, die ihn neben Gleichstrebenden und Schülern, wie Lord Durham, Buller und Molesworth, zu einem der größten Bahnbrecher der britischen Kolonialreform machten.

Siedlungskoloniale Entwicklung hatte nach Wakefield mit weitgehender politischer Abhängigkeit nicht bloß nichts zu tun, sie vertiefte und beschleunigte sich vielmehr mit der Übertragung bisher mutterstaatlicher Rechte auf den Pflanzstaat, mit der Einräumung der Selbstregierung, des vollen responsible government an die Siedlungskolonie. Als fähigstem und unermüdlichstem Vorkämpfer dieses responsible government gebührt daher Wakefield gleichfalls ein Ehrenplatz.

Kolonialverwaltung ist in gewissem Sinn Vielregierung, weil alle Grundbedingungen eines staatlichen Zusammenlebens in der Wildnis vorerst fehlen und erst durch öffentliche Werke, durch Bahn-, Straßen- und Hafenbau,

⁹⁾ Die Sklavenfrage an sich hätte kaum den Krieg zwischen Nord und Süd heraufgeführt. Die auf Sklaverei ruhende südstaatliche halbtropisch-agrarische Großproduktion trieb aber einmal zu einer dem Norden unerträglichen Wirtschaftspolitik (Handelspolitik, innern Verkehrspolitik usw.), vor allem jedoch zu einem jahrzehntelangen ununterbrochenen Kampf um die allmählich mehr und mehr in die Erschließungszone rückenden Teile des großen public domain im Innern. Sollte das ungeheure unaufgebrochene Hinterland im Süd-, Mittel- und Fernwesten dem Farmbetrieb und damit demokratischen Staatsgebilden vorbehalten bleiben, wie es der Norden für seinen Bevölkerungszuwachs und für seine wirtschaftlich-politische Stärkung verlangte und verlangen mußte, oder sollte die Landvergebung in großen Flächen und Grundherrschaften an Sklavenhalter mit ihrem, durch den Raubbau in den alten Anbauzonen stetig wiedererzeugten Hunger nach Neuland erfolgen und damit zur Stärkung der alten aristokratischen Südstaaten mit ihrer ganz andersartigen Gesellschaftsstruktur dienen? Insoweit stoßen wir auf die koloniale Landfrage auch auf dem wirtschaftlichen Untergrund, auf der Klassengrundlage des nordamerikanischen Bürgerkriegs: lange nach der Unabhängigkeitsgewinnung, mit der für den Formalpolitiker die koloniale Periode der Vereinigten Staaten als abgeschlossen gilt. Ebenso, müßten diese Formalisten folgerichtig weiter denken, bildete zweifellos selbst die Negerklaverei im Süden seit 1776 und 1783 eine koloniale (nicht amerikanisch-bodenständige sondern europäisch-aufgepöppelte) Arbeitsverfassung nicht mehr, und ihre endliche Abschaffung in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts darf neben der kurz vorangehenden oder gleichzeitigen, zum Teil auch erst nachfolgenden Abschaffung in den englischen, französischen, spanischen und anderen Kolonialgebieten keinesfalls als sozial-wirtschaftlich wesensgleichartig genannt werden, denn... die eine Aufhebung erfolgte von London, Paris oder Madrid aus, die andere mehr an Ort und Stelle durch die Nordstaaten und die Unionsregierung. Und dieses Zerrbild einer ökonomischen, marxistischen Geschichtsauffassung finden wir dann bei sogenannten Marxisten als wissenschaftliche Erleuchtung zur Kolonialfrage vor.

durch Landvermessung und Landvergebung, durch Menschen- und Kapitalheranziehung, durch Produktionsförderung jeder Art geschaffen werden müssen. Einer weitentfernten Zentralregierung (und Entfernungen spielten vor der Zeit der Telegraphen, der Dampfschiffe und der Eisenbahnen noch eine ganz andere Rolle als heute) mangeln hierzu jedoch alle Einzelkenntnisse und alle anspornenden Kräfte. Von einer zwar übersee mit starken Vollmachten wirkenden, aber zentralistisch vom Mutterland eingesetzten Statthalterschaft gilt ähnliches, denn der Governor wechselt, bevor er mit der örtlich-kolonialen Entwicklung enger verwachsen sein kann; außerdem wird er gerade bei den weitzerstretten und ungleichartigen kolonialen Interessen, bei der verhältnismäßigen Zurückgebliebenheit der vorhandenen journalistischen, literarischen und vereinsmäßigen Organe des öffentlichen Lebens zum Spielball von überragenden besserorganisierten Kliken, von Kolonialgesellschaften, von Eisenbahn- und Schiffahrtsklüngeln. Als Ausweg bleibt deshalb zuletzt immer nur die volle Selbstregierung, die demokratische Vertretung der Siedler in einem gesetzgeberischen Vollparlament, die Unterstellung der Gesetzesausführung und sonstigen Landesverwaltung unter die Parlamentsmehrheit.¹⁰⁾ Die Wakefieldsche beißende Kritik der zwar routinemäßigen Vielgeschäftigkeit, aber doch unverbesserlichen innern Hilflosigkeit des heimischen Colonial Office, daneben die spür- und scharfsinnige Zergliederung des rein oder vorwiegend bürokratischen örtlichen Governorrégiments gehören sicherlich zu dem Glänzendsten und Schlagendsten der reichen Kolonialreformliteratur aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, und durch Durham und Molesworth wirkte diese Anschauung auf weiteste Kreise, bis sie ihre Erfüllung in den Verfassungen der heutigen Dominien (Canada, Australischer Bund, Neuseeland, Südafrika) fand, wahrlich nicht zum Schaden sondern lediglich zur innern Festigung der britischen Kolonialpolitik und des britischen Kolonialreichs in seiner einheitlichen Gesamtheit von Haupt- und Gliederstaaten.

Dagegen in der Landpolitik, soweit Marx ihren Inhalt wiedergibt und zerpflückt, hat Wakefield zweifellos unrecht gehabt. Schon in einer der Grundvoraussetzungen; denn nicht die kapitalistische Großlandwirtschaft, die eine zahlreiche Lohnarbeiterschaft voraussetzt und gebraucht, hat während und nach der Zeit Wakefields die koloniale Aufschließung der jüngeren Erdteile Amerika, Australien und Südafrika vollzogen, sondern die wenig oder gar keine Lohnarbeit gebrauchende Bauernschaft, so daß die Wakefieldschen Vorschläge des teuren Verkaufs von Kolonialgemeinland zum Zweck der staatlich unterstützten Arbeiterzufuhr heute schon wie überkluge Dauerlösungen eines in Wahrheit zeitlich ganz vergänglichen und örtlich ganz engbegrenzten Kolonialproblems erscheinen mögen. Aber dieser Wakefieldsche Vorschlag, gerade weil er einer damals brennenden Tagesfrage galt, hat allerdings das größte Aufsehen erregt und den Namen seines Urhebers für weite Kreise am bekanntesten gemacht.

Er erscheint jedoch bei näherem Zusehen und von der höhern Warte einer spätern Zeit aus nur als ein weniger wichtiger Nebengedanke der allgemeinen Wakefieldschen Auffassung vom Wesen und Wirken der siedelungskolonialen Landpolitik. Und diese Auffassung als Ganzes gehört wiederum

¹⁰⁾ Siehe Schippel Koloniale Selbstregierung, Manchesterium und Imperialismus, in den Sozialistischen Monatsheften, 1918 I, Seite 462 ff.

zu dem Verdienstvollsten und Tiefsten, was jemals auf diesem Feld literarisch geleistet wurde. Wir wissen heute, daß ganz allein von Wakefield der Sonderbericht über die canadische Landfrage her stammt, der den Durhamschen Report unter dem Namen Charles Bullers begleitete¹¹⁾ und deren vorgefundenen riesigen Landvergeudungen in Canada ebenso ein Ende bereitete wie er einer modernern Siedlungsbewegung im Norden der Vereinigten Staaten die vorher gesperrten Schleusen öffnete, durch die erst in allerjüngster Zeit der Vollstrom der europäischen (zum Teil aber auch schon der unionsamerikanischen) Neusiedler sich ergießt.

Durch den genialischen Kraftüberschwang seiner Jugend und durch die übliche englische Prüderie von einer glänzenden öffentlichen Laufbahn abgeschnitten, hat der leidenschaftliche Imperialist Wakefield dennoch in der englischen Kolonialbewegung unverlierbare Spuren seiner rastlosen Tätigkeit zurückgelassen, vor allem in der Anbahnung der überseeischen Selbstregierung und einer weitsichtigeren überseeischen Landpolitik: beides für die Siedlungskolonien, die er, ähnlich Karl Marx, auch als allgemeiner Kolonialtheoretiker vorwiegend und ausschließlich im Auge hatte. Nicht als der Landprojektenmacher, sondern als der nach Marx'schem Zeugnis »bedeutendste politische Ökonom jener Periode« ist der Neffe des Historikers Gibbon, der Gesinnungsfreund Carlyles, die rechte Hand Durhams, der Führer der Kolonialreformer vom Schlag der Buller und Molesworth, der Theoretiker von 1830, literarisch wie politisch, geschichtlich zu werten.

ADOLF BEHNE · DIE RUSSISCHE KUNST UND DIE EUROPÄISCHE KUNSTGESCHICHTE

WENN ein Kunstkritiker eine Abhandlung über russische Kunst verspricht, wobei übrigens bemerkt werden muß, daß vorläufig noch jede solche Darstellung auf mehr als Ahnungen des Ganzen kaum hinauslaufen kann, weil sicherlich das wichtigste Material noch so gut wie unbeachtet geblieben ist, wenn sich trotzdem ein Kunstkritiker an die Aufgabe wagt, so wird es in 99 von 100 Fällen seine erste Mühe sein das *typisch Russische* zu definieren und nachzuweisen, worin die russische Kunst sich von aller andern Kunst unterscheidet. Aber vielleicht dürfen wir auch einmal mit der gegensätzlichen Beobachtung beginnen. Vielleicht nämlich ist es mindestens so lehrreich, daß wir uns bewußt werden, wo in unserer Nähe geistig Verwandtes lebt, als daß wir von vornherein das Russische hinter dem starren Begriffswall des Typischen isolieren.

¹¹⁾ Der Bericht ist abgedruckt bei Durham Report on the Affairs of British North America III, herausgegeben von Lucas /London 1912/, Seite 34 ff.; der Hinweis, von Buller selber, auf Wakefields alleinige Verfasserchaft Seite 351. In einer Abhandlung Carlyle als Imperialist, in der Zeitschrift für Politik, 1918, Seite 115 ff., wirft Kemper die Frage auf, ob Carlyle den Report Durhams gekannt habe. Aus Anklängen in der Carlyleschen Sprechweise und aus »dem Interesse, mit dem er alle Zeitereignisse verfolgte«, dürfte man die Kenntnis »voraussetzen«, »erweisen« lasse sie sich frohlich nicht. Meines Erachtens kann an der Kenntnis kein Zweifel bestehen. Der Hauptmitarbeiter Durhams, vielleicht der Hauptverfasser des (Schluß-) Reports war Buller. Dieser aber stand Carlyle als Schüler persönlich ungewöhnlich nahe, und bei Bullers frühem Tod schrieb Carlyle ihm, dem »größten Radikalen, der ihm je begegnet, einen tiefgefühlten Nachruf. Sowohl bei Reid Life and Letters of the Earl of Durham II /London 1906/, Seite 136 f., wie bei Mill's The Wakefield Experiment in Empire Building /London 1915/, Seite 141, wird diese persönliche und geistige Verbindung ausführlicher erwähnt. Wenn also schon jeder damalige Politiker Englands den aufsehenerregenden Report beachten mußte, so lag für Carlyle ganz besonderer Anlaß vor.

Damit brauchen wir in unseren Gedanken nicht auf die schulmäßigen kunsthistorischen Einflüsse aus zu sein. Das beweist die Richtung, in die wir jetzt den Blick lenken wollen. Das ist nach Italien. Die Formen der Kathedrale zu Pskow, um ein Beispiel zu nennen, sind ganz gewiß typisch russisch und nur in Rußland möglich, und doch liegt in dem Blick auf den Krémel zu Pskow, vom Fluß Welikaja aus¹⁾, ein uns vertrautes menschliches Gesetz, eine helle, reine, fröhliche Bewegtheit, wie wenn die leichte, heitere Luft Italiens das Segel füllte, zwischen Turm und Kirche und zwischen den Häusern wehte. Und richte ich nach der Beschäftigung mit russischen die Aufmerksamkeit auf frühitalienische Kirchen, so finde ich zu meiner Überraschung Verwandtes, wo ich es kaum geahnt hätte: im Dom zu Monreale etwa, mit dem fessellosen Spiel der dunklen Bögen auf den schmalen, schlanken, hellen Apsiden, in der Verschmelzung des Einfachsten mit dem Hochgesteigerten; in Pisa, namentlich im Baptisterium mit seinem niemals wiederkehrenden Dach, aus Zelt und Kuppel ohne Regel kombiniert; ja selbst in der Basilika von San Miniato mit der geduldig ziselierten Feinarbeit der zarten Mosaikfassade; und nicht weniger in Florenz, wenn ich an die hohe, stille und leuchtende Kuppel des Doms denke, die in ihrer Größe etwas bezaubernd Ländliches bewahrt, an die mächtigen, geschlossenen Langseiten des Doms unter ihr, und nicht zuletzt an den freien köstlichen Campanile, dem Baptisterium mit seinen Paradiesesportalen gegenüber.

Und daß hier wirklich ein menschlicher Anhalt, keine Schwärmerei ins Blaue vorliegt, vermag ich ganz präzise zu beweisen. N. N. Strachow, in seiner wertvollen Darstellung des Lebens Dostojewskijs²⁾, läßt erkennen, daß Dostojewskij sich außerhalb Rußlands nur in einem Land Europas wohl fühlte: in Italien; und wie um den Beweis zu schließen, erwähnt er, daß zwei italienische Kunstwerke dem Dichter weit vor allen anderen lieb gewesen sind: der Campanile zu Florenz und die Pforten des Baptisteriums von Ghiberti. (Ich füge einige andere Stellen bei: »Von Turin sagte Fjodor Michajlowitsch, daß es ihn an Petersburg erinnere.« »Obwohl Fjodor Michajlowitsch manchmal fand, daß der Arno an die Fontanka erinnere. . .« »Zu den Italienern verhielt er sich übrigens immer mit großer Sympathie, fand sie schlicht und gutmütig, die Menschen aus dem einfachen Volk erinnerten ihn an russische Bauern.«)

Man wird einwenden, daß die zum Vergleich angeführten Bauten einem zeitlich und räumlich eng umschriebenen Kreis italienischer Kunst angehören, daß sie nicht wirklich die italienische Kunst repräsentieren, ja ganz ausgesprochen *unitalienische* Dinge seien. Ich lasse aber diesen Einwand nicht gelten. Unitalienisch sind diese Bauten nur dem Begriffssystem des klugen Kunsthistorikers, der selbstverständlich viel besser weiß, was typisch italienisch sein darf, als das *analphabetische* italienische Volk, dem merkwürdigerweise gerade diese Bauten als besonders verehrungswürdig und — italienisch gelten. Und ich meine auch in diesem Fall: Das Volk entscheidet.

Selbstverständlich, wenn, wie es der Cicerone und seine Nachtreter wollen, nur die Hochrenaissance italienische Kunst und klassische Kunst wäre, dann fehlte zwischen russischer Kunst und italienischer Kunst jede Brücke. Man

¹⁾ Siehe Weibel Rußland, mit 205 Abbildungen /München 1916/, Seite 28.

²⁾ Siehe Dostojewskij Sämtliche Werke XII /München 1914/, Seite 3 ff.

müßte denn in den Fehler verfallen die säulenreichen klassizistischen Arbeiten des 18. Jahrhunderts in Rußland für wesentlich russisch zu halten, ein Fehler, den tatsächlich Alexander Eliasberg beging, als er vor 10 Jahren schrieb: »Wenn wir auf der Suche nach dem eigentlichen russischen Stil weiter eindringen, so kommen wir zu dem etwas überraschenden Resultat, daß der eigentliche russische Baustil — der klassizistische Stil und das Empire sind.«³⁾ In seinem, trotz manchen Mängeln sehr verdienstlichen Buch über die russische Kunst hat er dann neuerdings diesen Satz dahin formuliert: »Der klassizistische Stil ist nämlich (so paradox es auch klingen mag) der eigentliche Stil des kaiserlichen Rußlands.«⁴⁾ In dieser Form ist gegen ihn wenig einzuwenden. Wie wenig aber der frühere Satz der Wahrheit nahe kam, beweist das Zeugnis eines rein russischen Künstlers: Kandinskij, indem er die Eindrücke des Roms der Renaissance auf seinen kindlichen Sinn erwähnt, findet die Worte: »Unüberwindlicher Wald dicker Säulen: dieser schreckliche Wald der Peterskirche.«⁵⁾

Was aber ist es nun, was die Gemeinsamkeit zwischen russischen und gewissen italienischen Kirchen ausmacht?

Es ist, kunstphilologisch, ein historisch leicht festzustellender Einfluß des Orients hier wie dort.⁶⁾ Es ist, allgemein menschlich, die Einfachheit der Empfindung, die Ursprünglichkeit des Gestaltens, die Weite und Voraussetzungslosigkeit der Absicht. Ob und wann etwa die italienische Kunst von diesen Vorzügen abwich, und welche Gründe dabei möglicherweise maßgebend waren, ist eine Frage, die uns hier nicht weiter berührt. Nur sei die Bemerkung gestattet, daß es nicht gut angeht die paar Jahrhunderte Renaissancekunst unter Mißachtung der anderen, die vorausgingen, als *die italienische Kunst* ein für allemal abzustempeln. Die Dinge liegen doch gewiß nicht so, daß zwischen antiker Kunst und Renaissancekunst als den beiden Sternenhimmeln Baedekers nur leere Zeiten der Armut und des Niedergangs der italienischen Kunst gelegen hätten. Es gibt nur einen neuen Beweis für die Macht gewisser Autoritäten und Schlagworte, daß sich noch immer der Gebildete Italien nicht anders vorstellen kann als im Renaissancegewand. Auch in Italien, ihrer Heimat, ist die Renaissance niemals die Kunst des Ganzen sondern ausschließlich nur die Kunst der herrschenden Gesellschaftsklassen gewesen. Auch dort ist die schönste Blüte im Mittelalter.

Nicht einer Theorie zuliebe sondern in vorurteilsloser Betrachtung der geschaffenen Werke sei dies festgestellt. Solange, wie bisher, die Kunstgeschichte unbewußt nach dem Geschmacksurteil der oberen Gesellschaftsklassen dargestellt wurde, konnten die Schöpfungen der individualistischen Hochrenaissance wohl als Kanon gelten, mußten die früheren, so zauberhaften stillen Werke im Dunkeln bleiben. Umgekehrt aber: Geht eine neue Kunstgeschichte auf die wahren Quellen des Kunstschaffens, auf die einheitliche Empfindung eines ganzen Volkes, so werden die Renaissancesäulen leicht zu wackeln beginnen, auch wenn sie ganze Jahrhunderte mit ihren Wäldern angefüllt haben.

³⁾ Siehe Eliasberg Russische Baukunst, in Kunst und Künstler, 1908, Seite 275.

⁴⁾ Siehe Eliasberg Russische Kunst, ein Beitrag zur Charakteristik des Russentums /München 1915/, Seite 50.

⁵⁾ Siehe Kandinskijalbum 1901 bis 1913 /Berlin 1913/, Seite III.

⁶⁾ Siehe Behne Der Inkrustationsstil in Toskana /Berlin 1911/.

Ist hierfür nicht Rußland der beste Beweis? Seit Peter dem Großen hat Rußland klassizistische Bauten aufgeführt, die an Pracht, Reichtum und Großartigkeit des Plans keinen *klassischen* nachstehen. Und doch kann man sie, ja muß man sie, trotz ihrer ununterbrochenen Folge durch 2 Jahrhunderte, als für Rußland, für die russische Kunst, für das russische Volk und seine Schaffenskraft, nahezu bedeutungslos ansehen; es sei denn, daß man sich psychologisch abmühen will aus ihrer Fremdheit trotzdem noch ein verborgenes Russentum herauszudestillieren, ein Bemühen, das ich natürlich durchaus nicht als aussichtslos, wohl aber im ganzen als nebensächlich und daher zeitraubend hinstellen will. Denn das Russische ist uns ja in der viel längern Spanne der russischen Geschichte vor Peter dem Großen in vollendeter Reinheit klar und offen ausgebreitet. Hierüber soll in weiteren Aufsätzen einiges ausgesagt werden.

ARNO NADEL - AN DER BAHRE HERMANN ESSIGS



HERMANN Essig,
Ein Mann, der das Herz
Auf dem rechten Fleck hat:
So sprachst du im Fieber
Und sprachst es gut.

Was sprachst du ferner im heiligen Fieber,
Da nichts mehr, kein ängstendes Außen,
Die Seele störte, was sprachst du da?

»O, hätte ich, der Dichter,
Den Krieg gewonnen!«

So sprachst du in Todesglut
Und hobst die Hand zum Himmel empor,
Der durch den grünenden Baum
Stumm in dein Fenster hineinschien.

Was sprachst du ferner,
Als du deiner Kinder gedachtest?
Du rauntest dem Freunde
Mystische Worte zu:

»Das Kind ist mit dem Herzen
Des Vaters verwachsen.«
Du dachtest vielleicht an dein Knäblein,
Das einem Engel

An Antlitz und Seele gleicht.
Was dachtest du nicht alles
Auf dem frühen Totenbette!
Du Ungekannter, böß Mißkannter,
Selber warst du wie ein Kind,
Das vom Schicksal, scheinbar sinnlos,
Scheinbar glücklos, geführt wird.
Dein Werk, dein Haus, das war dein Glück,
Wieviel blieb die Welt dir schuldig!
Bildner wie wenige unter
Lebenden deutschen Künstlern,
Künstler vom herrlichen Schlage

Sebaldus Behams und Lukas Cranachs,
 So unmittelbar bildend
 Und abbildend und dennoch
 Mit dichterischem Hauche erfüllend,
 Wie sie, ewig lebendig, wie sie,
 Wir werden's noch lernen.
 »Wenn ich von meinem Lager aufstehe,
 Dann werde ich Maler.«
 Auch dieses hörten wir aus deinem
 Letzten wahn- und wahrheitserfüllten Munde.
 »Und wißt ihr, was ich malen werde?
 Die Hölle werde ich malen.
 Die Straßen der Städte,
 Sie sind die Hölle.
 Um das bißchen Poesie
 Kümmert sich niemand mehr.«
 Wie innig sprachst du das,
 Mit leisem Lächeln fast:
 Das bißchen Poesie.
 Ja, das bißchen Poesie.
 Du wolltest, du Kinderherz,
 Du Zauberherz, daß die Straßen der Welt,
 Daß das trübe Antlitz der Menschen
 Vom Scheine der Poesie, deiner naiven,
 Schönen und echten Poesie leuchte,
 Daß Schauer und Lauscher sich mit dir freuen.
 Du hast das nicht mehr erlebt.
 Vorwurf sei fern dem Tage
 Der hohen Feier, der Feier des mächtigen,
 Des dunkeln Todes.
 Wer weiß, wer ahnt,
 Wo du bist, wo du weilst,
 Wie du dich freuen magst,
 Im Gottesreich aller Poesie,
 Im Reich der Ewigkeit, wissend und liebend
 Auf die Deinen, und auf uns,
 Die tief mit ihnen
 Deinen raschen Heimgang beweinen, zu schauen!
 Eins nur komme
 Auf unsere bebenden Lippen
 In diesem großen Augenblicke,
 Da du, der Dichter, gewiß, gewiß
 Zum Paradiese eingehst:
 Ruhe in ruhmreicher Dauer,
 Endlich und einzig der Gottheit voll,
 Hermann Essig,
 Mann, der das Herz
 Auf dem rechten Fleck hatte,
 Ruhe in Frieden!



RAPHAEL SELIGMANN · DER BÜSENDE



YPISCH für das vorrevolutionäre soziale Leben in Rußland ist der Büßende.¹⁾ Der sogenannte büßende Adlige spielte in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Rolle im politischen und geistigen Leben des sich erneuernden revolutionären Rußlands. Er war in der Regel ein in besitzenden gutsherrlichen Kreisen erzogener Mensch, dem in einem bestimmten Augenblick sein soziales Gewissen, das Bewußtsein einer Schuld gegenüber dem ausgebeuteten Volk erwachte, und der sich nun unter dieses Volk mischte, teilweise um ihm durch seine Kenntnisse nützlich werden zu können, teilweise auch um gewisse Ideen umstürzlerischer Natur in dessen Mitte zu propagieren, aber meistens um das entbehrungs- und arbeitsvolle Dasein des einfachen Mannes aus dem Volk mitzuleben und am eigenen Leib das zu erfahren, was er bisher nur vom Hörensagen und aus der Lektüre wußte. Der eigentliche Beweggrund aber für dieses *ins Volk Gehen* lag in allen diesen Fällen meistens in dem Bestreben die am Volk durch das bisherige Leben in Üppigkeit und Nichtstun verübte Schuld durch harte Arbeit und eifrige Mithilfe abzubüßen. In die Kategorie dieser Büßenden gehören auch alle jene literarischen und publizistischen Größen aus den vierziger und sechziger Jahren, die, aus der Mitte des begüterten Adels hervorgehend, allen seinen auf Privilegien gegründeten Traditionen den Rücken kehrten und sich der Sache des Volkes in dieser oder jener Form widmeten. Büßende Adlige waren beispielsweise Herzen, Bakunin und Lawrow, als büßende Adlige sind gewissermaßen bereits die Dekabristen zu betrachten, die ungefähr in den dreißiger Jahren einen Staatsstreich gegen das absolutistische Regime unternahmen. Zu den büßenden Adligen können auch viele Terroristen und Revolutionäre gezählt werden, wie Sophja Perowskaja und der etwas minder bekannte, aber in der Geschichte der russischen Revolution seinerzeit nicht minder bedeutende Lisogub, der sein ganzes großes Vermögen revolutionären Zwecken opferte und ein Dasein voller Entbehrungen führte. Aus büßenden Adligen bestand schließlich die ganze Jugend, die aus besitzenden Klassen hervorging, aber die die Sache des Volkes zu ihrer eigenen machte und dessen Leben mitlebte.

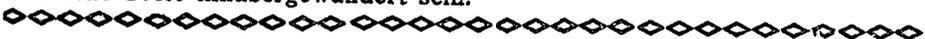
Wer in dieses Stadium der russischen vorrevolutionären Geistesentwicklung einen tiefern Einblick tun möchte, der lese die höchst talentvollen Schilderungen Turgenjews in seinem Roman Neuland, wo eine Fülle von kulturhistorisch bedeutenden Episoden dieser Art in meisterhafter Weise gegeben wird. Und auch der tendenziöse, aber überaus wichtige Roman des gelehrten Publizisten Tschernyschewskij Was tun? gehört hierher. Nicht minder interessant in diesem Punkt ist der jetzt bereits verschollene Roman Omulewskijs Schritt für Schritt. Von nicht geringerm, wenn nicht gar höherm Belang in dieser Beziehung ist der Roman Die Wanderer mit seinem ergreifenden Schlußkapitel Das Ende Russanows aus der Feder des gegenwärtig etwas vergessenen, seinerzeit aber sehr bekannten und in seiner Art sehr begabten Schriftstellers aus der sogenannten Schule der Narodniki Slatowratskij. Höchst wertvolle Beiträge zu diesem Thema liefert auch der belletristische Versuch des bekannten russischen Publizisten und Kritikers

¹⁾ Die wörtliche Übersetzung des russischen Wortes *Каюи́нец* sollte eigentlich der Reumütige lauten. Dem innern Sinn nach bedeutet der Ausdruck eher einen Büßenden.

Michajlowskij, der unter dem Titel Durcheinander erschienen ist und eine Art Autobiographie darstellen soll. Nicht ohne Bedeutung sind endlich die Schilderungen der jetzt bereits so gut wie vergessenen Novellisten Petrowpawlowskij-Karonin.

Die Erscheinung des büßenden Adligen steht in der Geschichte der sozialen Bewegungen fast vereinzelt da. Das westliche Europa liefert uns wohl mannigfache Beispiele von Intellektuellen aus besitzenden Klassen, die sich der bedrückten Schichten der Nation annahmen und deren Sache mit Eifer und Ausdauer verfochten; aber wir sehen dort nicht diese Sucht sein eigenes *kulturelles* Wesen abzustreifen, um die Strapazen und Mühsale des arbeitenden Volkes auf sich zu laden, wir bemerken dort nichts von diesem Verlangen nach Buße und Leiden, dem wir in der Vorgeschichte der russischen Revolution, allerdings nur in einem bestimmten Stadium, so häufig begegnen. Ein derartiger Charakterzug, der durch eine ganze, wenn auch nur kurz bemessene Periode hindurchgeht, wird ganz gewiß mit einer bestimmten psychisch-sozialen Unterlage, mit einer psychisch-sozialen Eigenart des betreffenden Volkes irgendwie zusammenhängen. Und in der Tat offenbart sich in alledem eine gewisse religiöse Tendenz, die auch unter anderen Formen hie und da in der nationalen Psyche auftaucht. Nicht zu den seltenen Erscheinungen des russischen Lebens gehört es, daß beispielsweise ein hartgesottener *Kupiez*, ein Kaufmann, der sein Lebenlang ausschließlich auf Gewinn bedacht war, sich in einem bestimmten Augenblick auf sein besseres Selbst, auf seine Seele besinnt, Haus und Hof verläßt und nach dem Heiligen Land pilgert, um dort in Gebet und frommen Werken seine Sünden abzubüßen. In seinem Roman Schuld und Sühne läßt Dostojewskij seinen Helden Raskolnikow nach Sibirien verbannt werden und sich der über ihn verhängten Strafe mit Lust unterwerfen. Zu beichten, Bekenntnisse abzulegen, sich anzuklagen, in die Betrachtung seiner eigenen Schuld sich immer tiefer und hoffnungsloser zu versenken, in seinem Gram, in den Wunden seiner Verzweiflung immer wütender herumzuwühlen, überhaupt alles das durchzumachen, was die religiöse Praxis durch den spezifischen Terminus Zerknirschung bezeichnen mag: in alledem liegt ein großer Anreiz für die russische Seele. Wir haben es hier offenbar mit einer besondern Art des homo religiosus zu tun, dessen Typus im westlichen Europa im Absterben begriffen ist, der aber in Rußland unter verschiedenen Gestalten sich noch geltend macht.

Anaximander hat ungefähr im 6. Jahrhundert vor Christus den Gedanken ausgesprochen, daß die Entstehung des Individuellen im Ansatz mit einer Schuld behaftet ist; denn es war ein mutwilliger und unverantwortlicher Schritt sich vom Ganzen des Kosmos loszulösen und abzusondern. Der Gedanke ist durchaus nicht hellenisch und hat eher einen tief orientalischen Klang. Er ist durch und durch religiös, von einer Religiosität, die ihren Ursprung aus dem tiefsten Orient herleitet. Die Tendenz dieses religiösen Menschen wird dahin gehen müssen sein eigenes Ich, das durch Sünde entstand, möglichst zu verkleinern. Daher vielleicht die Anwandlungen der Bußfertigkeit und des Sichanklagens. Aus dieser Wurzel kommt jenes spezifische Aroma der Zerknirschung, der Demut usw., das den aus dem tiefern Orient stammenden Religionen eigen ist. Etwas davon mag auch in die russische Seele hinübergewandert sein.



RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Außenpolitik / Max Schippel

Kriegsziele Der Personenwechsel im Berliner Auswärtigen Amt und in der Moskauer Botschaft bietet Deutschland nochmals Gelegenheit sich über die in Zukunft konsequent einzuhaltende Gesamtrichtung seiner Kriegszielpolitik in leidlicher Bewegungsfreiheit schlüssig zu werden. Vielleicht zum letztenmal. Denn mit jeder Fortwirkung des bisher Geschehenen und mit jeder weiteren Schaffung von fertigen Tatsachen ergibt sich eine immer fühlbarere, zuletzt vollkommen übermächtige Unabänderlichkeit des einzuschlagenden Weges; die Zwangsläufigkeit setzt sich mehr und mehr an die Stelle des noch offenen Spielraums der Selbstbestimmung.

Wir haben niemals einfach in das Lob der bisher erreichten Sonderfriedensschlüsse einstimmen können, bloß weil ein jeder Frieden immerhin noch besser sei als irgendwelche Fortdauer des kriegerischen Konflikts. Wir hielten es vielmehr stets für unsere Aufgabe auf die in letzter Linie immer wieder entscheidenden Grundfragen der außenpolitischen Orientierung Deutschlands hinzuweisen und die Unverträglichkeit eines schroff antirussischen und eines schließlich gegen England, den Hauptgegner, wirklichen Erfolg versprechenden Vorgehens betont. Wir tun dies heute von neuem und glauben dabei der Persönlichkeit des scheidenden Staatssekretärs eher gerecht werden zu können als die ziemlich ratlos durcheinanderschwirrenden Stimmen der Anhänger des Herrn von Kühlmann: ein Anhängertum, das zu einem guten Teil auf jedes ernstliche Mitreden und Mittaten in der auswärtigen Politik verzichten zu wollen scheint, falls sich nur ihr verantwortlicher Träger in einigen Fragen der innern Politik als unverdächtig oder gar als entgegenkommend erweist.

Daß Herr von Kühlmann in der scharfen Gegnerschaft gegen Rußland, bis zur letzten denkbaren Ausnutzung jeder augenblicklichen militärischen Schwäche des Gegners, und ebenso in den, auf englische Versöhnlichkeit und Versöhnbarkeit gegründeten Erwartungen und Angeboten ein System verkörperte, hat seine Reichstagsrede vom 24. Juni noch unumwundener ausgesprochen als

seine in der Grundstimmung völlig gleichen Kundgebungen vom 25. und 26. Januar dieses Jahres. Die anfangs zu buchenden, zunächst geradezu überraschenden äußerlichen Gewinne gegen den Osten legen für das diplomatische Geschick des leitenden deutschen Unterhändlers kaum ein ungünstiges Zeugnis ab. Insoweit fühlen wir uns von jeder Unterschätzung des bisherigen Staatssekretärs frei. Aber daß seine Politik (der von ihm selber vielleicht nicht ungerne geduldete Anschein, daß er in Brest Litowsk schließlich fremden Einflüssen widerwillig habe nachgeben müssen, ist irreführend) von falschen Voraussetzungen ausging, darf heute wohl als erwiesen gelten. England hat in der Ablenkung der deutschen Einflußerweiterung nach dem Osten durchaus keinen Anreiz zu eigener Friedensbereitschaft erblickt. Das immer deutlicher hervortretende Gegeneinanderlaufen der jüngsten amtlichen deutschen Bestrebungen und unverlierbarer russischer Entwicklungsnotwendigkeiten bietet vielmehr der englischen Politik heute schon nicht unbedenkliche und in Zukunft die allergefährlichsten Handhaben zur abermaligen Umwerbung Rußlands und zur Festhaltung vor allem Frankreichs bei der Koalition. Ein unversöhntes und unversöhnliches, gegen Deutschland innerlich und bei erster Gelegenheit auch offen sich aufbäumendes Rußland ist für die englische Koalitionspolitik die unentbehrliche, aber auch die sicherlich niemals ungenutzt gelassene Grundlage. Nur ein wirklicher, haltbarer Ausgleich mit Rußland, annehmbar und haltbar auch für sich folgende wechselnde Mehrheiten und Regierungen in Petersburg oder Moskau, ist heute ein treffsicherer Schlag gegen die englische antideutsche Führung und deshalb beizeiten eine Mahnung zum vorausschauenden Einlenken und Verständigungssuchen seitens Englands. Eine zukünftige, dauerentsprechende internationale Neuorientierung zum Ausgleich des englischen Übergewichts ist vollends nicht denkbar ohne die Beseitigung des Stachels, der ein verstümmeltes lebensunfähiges Rußland immer wieder antreiben würde in England seinen wichtigsten Bundesgenossen zur eigenen Regeneration und Befreiung zu suchen. Die schließliche Hoffnungslosigkeit des Kühlmanschen

Weges hätte sich allenfalls vorübergehend verdecken lassen, falls England, zeitweilig des blutigen offerheischenden Haders müde, dazu des glimpflichen Verhandlungsausgangs in der Gegenwart und erst recht der günstigsten Aussichten für die Mächt konstellationen der Zukunft sicher, der deutschen Westorientierung auf Kosten Rußlands nun wenigstens vorläufig entgegengekommen wäre. Da Herr von Kühlmann jedoch nicht einmal die erste Fühlungnahme nach dieser Richtung zu erzielen verstand und seine herbe Enttäuschung und müde Entsagung selbst in öffentlicher Reichstags-sitzung nicht länger zu verhehlen vermochte, so waren die Tage seines amtlichen Wirkens gezählt, weil es alle seine Kräfte in der Hauptsache ergebnislos erschöpft hatte.

Reichstag und Außenpolitik Übereifrige parlamentarische Freunde des Herrn von Kühlmann führen die schließliche Gestaltung des Brester Friedens und der aus ihm unaufhaltsam erwachsenden unabsehbaren deutsch-russischen Randstaats- und Nationalitätswirren auf Einflüsse zurück, die nicht dem Auswärtigen Amt entstammen. Es wurde oben schon bemerkt, daß gegen den Osten Herr von Kühlmann zweifellos aus eigener Initiative voranschritt, daß er nach dieser Richtung geradezu einer, die ganz wenigen war, die überhaupt eine selbständige Initiative mit unleugbarem Geschick zu entfalten verstanden, daß er sich hier zum mindesten nicht ungerne weitertreiben ließ. Wenn die erwähnte Kritik unserer Regierungsführung jedoch zuträfe, welche Sicherung bietet der heutige Reichstag einer wirklich unabhängigen Leitung der auswärtigen Politik nach bestimmtem, einheitlichem Kriegszielplan, der Nebensächliches und Beiläufiges ausschaltet und alle Entschlußkraft auf die unentbehrliche Hauptsache vereint? Ein festes Eintreten für eine bestimmte, am Ende des Krieges zu erreichende oder sich anbahnende Mächt konstellation setzt ein eigenes klares weltpolitisches Programm voraus, das von einer, in ihrer außenpolitischen Überzeugung unerschütterlichen Mehrheit getragen und mannhaft verteidigt würde. Könnte davon bisher jemals die Rede sein? War überhaupt die Unterstützung des Herrn von Kühlmann eine bewußte Billigung und Verteidigung seines ebenso englandfreundlichen wie antirussischen Programms oder ließen nicht gar manche der heute Enttäuschten Herrn von Kühl-

mann nur deshalb außenpolitisch unbehelligt schalten und walten, weil er in inneren Wahl- und Verfassungsfragen sich als ein leidlich moderner Mensch zu geben wußte?

Der Personenwechsel im deutschen Auswärtigen Amt legt es nochmals nahe über unsere entscheidenden Kriegs- und Friedensziele endgültig ins reine zu kommen. Wird eine Reichstagsmehrheit sich hier zu klarem Wollen erheben und die entsprechenden Taten folgen lassen? Oder werden wir auch unter einem neuen Staatssekretär den alten, hoffnungslosen, widerspruchsvollen Kurs weiter steuern sehen?

Frieden von Bukarest Nach den mit der Ukraine und mit Rußland abgeschlossenen Waffenstillstands- und Friedensverträgen mußte bekanntlich das nunmehr völlig isolierte Rumänien in entsprechende Verhandlungen mit den Zentralmächten eintreten. Nach den in Buftea vereinbarten Friedenspräliminarien vom 5. März verpflichtete es sich zur Abtretung der Dobrudscha, zu beträchtlichen Grenzberichtigungen gegen Österreich-Ungarn, zur Demobilisierung der Armee. Am 7. Mai wurde der endgültige Frieden in Bukarest unterzeichnet, nebst einer Reihe von zugehörigen rechts- und wirtschaftspolitischen Zusatzverträgen. Deutschland sichert sich dadurch im allgemeinen den Fortbestand des Handelsvertrags von 1894-1904 bis Ende 1930, unter Vorbehalt des Rechts jederzeit seinen eigenen Vertragstarif mit 3monatiger Frist zu kündigen, während Rumänien seinerseits den bisherigen Vertragstarif bis 1930 aufrechterhalten muß und dazu noch seinen allgemeinen Zolltarif bis dahin gebunden hat. Auch die aus den Ostverträgen bekannte Abmachung kehrt hier wieder, daß Rumänien diejenigen Begünstigungen nicht für sich in Anspruch nehmen wird, die Deutschland an Österreich-Ungarn oder an ein anderes mit ihm zollverbündetes Land gewähren sollte. Wichtig ist ferner das Wirtschaftsabkommen, nach dem Rumänien seine Überschüsse an Getreide aller Art, ferner an Ölsaaten, Futtermitteln, Hülsenfrüchten, Geflügel, Vieh, Fleisch, Gespinstpflanzen und Wolle an die Zentralmächte zu verkaufen hat. Für 1918-1919 ist dieser Verkauf fest vereinbart zu bestimmten Preisen, für weitere 7 Jahre besteht für Deutschland und Österreich-Ungarn keine Verpflichtung, sondern nur das Recht zur Abnahme, unter alljährlicher Preisbestimmung

durch eine Kommission. Noch weitergehend ist das Abkommen für das Petroleum. Hier wird nicht nur das gesamte ausfuhrfähige Petroleum den Zentralmächten vorbehalten, sondern auch die Ausbeutung der Ölländereien selber fällt, zunächst auf 30 Jahre, einer überwiegend unter deutscher Kontrolle stehenden Gesellschaft zu, unter Beteiligung Österreich-Ungarns und Rumäniens. Auch die Donauschiffahrt und die Schifffahrt im allgemeinen erfahren eine besondere Regelung. Die Dobrudschafrage zwischen allen Friedensbeteiligten endgültig zu ordnen ist übrigens nicht gelungen: die Süddobrudscha, die nach dem zweiten Balkankrieg Rumänien zufiel, wird zwar an Bulgarien zurückgegeben, die Norddobrudscha, die Rußland 1878 zum Austausch für Bessarabien abtrat, bleibt jedoch zunächst in gemeinsamer Verwaltung der Zentralmächte und ihrer Balkanverbündeten: in der Hauptsache offenbar bis zur Erzielung einer in Konstantinopel gewünschten neuen Grenzregulierung zwischen Bulgarien und der Türkei. Andererseits hat Rumänien vorläufig Bessarabien besetzen können (das mit seinen 44 000 Quadratkilometern die 15 000 Quadratkilometer umfassende Dobrudscha an Ausdehnung bei weitem übertrifft). Gegen die Überantwortung Bessarabiens an Rumänien hat die Ukraine Protest erhoben. Der Widersinn der Politik einer Aufteilung Rußlands wird durch die Tatsache, daß sie womöglich noch zu einer Vergrößerung Rumäniens führen soll, hinlänglich charakterisiert. Daß die Lösung der rumänischen Judenfrage in diesem Friedensvertrag in keiner Weise geeignet ist eine wirkliche Änderung der, jeder Zivilisation widersprechenden rumänischen Judenpolitik herbeizuführen, ist hier bereits in der Rundschau Nationale Bewegung (1918 I, Seite 494) dargelegt worden.

Kriegspublikationen Von neuen Veröffentlichungen über allgemeine Kriegserfahrungen und Kriegsmittel ist in erster Linie das weitangelegte Werk Ernst Grafen zu Reventlows Einfluß der Seemacht im Großen Kriege /Berlin, Mittler/ zu nennen. Die Bedeutung der Flotte nicht nur für die unmittelbare Kriegsgestaltung sondern auch für die grundlegende Gruppierung der Mächte, für zunächst rein diplomatische Erfolge und Mißerfolge kommt in diesem sachlich reichhaltigen Werk überaus anschaulich und überzeugend zum Ausdruck, und

angesichts der flottenpolitisch sehr wenig geklärten öffentlichen Meinung Deutschlands kann eine solche historisch-politische Betrachtung und Zergliederung viel Nützliches auswirken. Dagegen offenbart eine zweite Schrift Reventlows (Brauchen wir die flandrische Küste? /Berlin, Mittler/) die Schwächen einer rein machtpolitischen Orientierung. Gewiß mag es unter Umständen richtig sein, daß es, wie Reventlow zu betonen nicht müde wird, nur ein Belgien unter englischer oder deutscher Oberherrschaft gibt. Gelingt es aber im allgemeinen die kontinentaleuropäischen Staaten dem Bann Englands zu entziehen, sie womöglich gegen England zusammenzufügen (und außerhalb des Bereichs der Denk- und Erreichbarkeit liegt eine solche umgestaltete internationale Konstellation wahrlich nicht), so läßt sich eine wesentlich andere, weniger schroffe Lösung des belgischen Problems recht wohl als nicht nur erträglich und genügend sondern sogar als das für Deutschland vorteilhafteste vorstellen. In der Blindheit für die Wandelbarkeit und Bildsamkeit solcher allgemeinpolitischen Voraussetzungen lag seit jeher die große Schwäche der ganzen alldeutschen Richtung, die als natürlicher, oft rein gefühlsmäßiger Rückschlag gegen übertriebenes Harmonievertrauen hier und da nicht unberechtigt war. Von der publizistischen und dialektischen Begabung des Verfassers legen aber auch die beiden jüngsten Kundgebungen Zeugnis ab.

Macht und Freiheit nennt sich, den Zeitraum vom Beginn des uneingeschränkten Unterseebootkriegs bis zum Brester Frieden umfassend, eine Sammlung von Vorträgen, Reden und Aufsätzen Gustav Stresemanns /Halle, Marhold/. Teils bildet diese Sammlung einen Beitrag zur Beurteilung der Haltung und Führung der nationalliberalen Partei in entscheidungsvollen Tagen. Teils reicht sie weit über diesen Rahmen hinaus und umfaßt eine sehr anziehende Parallele zwischen der Napoléonischen und der heutigen Zeit, ein Referat vor dem Verband sächsischer Industrieller über das deutsche Wirtschaftsleben, die Kriegs- und Übergangswirtschaft. Sehr lesenswert sind endlich die beiden Abschnitte über Bassermann, die sowohl die Persönlichkeit und das Wirken des verstorbenen Führers wie die Stellung des Nationalliberalismus lebendig kennzeichnen. Der erstaunlich rührige München-Gladbacher Volksvereinsverlag bietet Kriegsvorträge 1918, von denen die Ausfüh-

rungen über deutsche und ausländische Sozialpolitik, über die Landwirtschaft, das Finanzwesen, das Wirtschaftsleben während des Krieges vieles Beachtliche und Brauchbare enthalten.

Auch die Hefte der Vortragsammlung Meereskunde /Berlin, Mittler/ schließen viel Aufklärendes zur Kriegsfrage in sich. So legt Albrecht Penck großzügig die Zusammenhänge zwischen geographischer Grundlage und politischer Entwicklung dar (in der Arbeit Die natürlichen Grenzen Rußlands). Etwa die gleichen Grundzüge finden sich in Samuele Sarios Schrift Die nordischen Dardanellen. Die engen Gewässer, die Ostsee und Nordsee verbinden, und die während des Krieges gemachten Anläufe Rußlands und seiner ehemaligen Verbündeten von Norden her die von Deutschland beherrschten See- und Landgebiete zu umgehen werden hier sehr glücklich geschildert.

Von Hettners Kriegsschauplätzen /Leipzig, Teubner/ erschien als 6. Heft Das österreichisch-italienische Grenzgebiet von Norbert Krebs.

Die Beziehungen zwischen Belgien und Holland, teils durch die allgemeine internationale Mächtekonstellation beeinflusst teils darauf selbständig zurückwirkend, sind bisher in Deutschland zu wenig gewürdigt worden; höchstens die Frage der Vlissingenbefestigung erregte vor dem Krieg größere Anteilnahme. Das ganze Problemgebiet: also die Gedanken und Bestrebungen der Zollunion, des militärisch-politischen Bündnisses, der Scheldedurchfahrt, des Rhein- und Scheldekanals, des kulturellen großniederländischen Imperialismus stellt Karl Hampe, auf Anregung des deutschbelgischen Generalgouverneurs, in einer inhaltreichen Schrift dar (Belgien und Holland vor dem Weltkriege /Gotha, Perthes/). Der Kieler Professor Theodor Niemeyer gibt in der Schrift Belgien und seine Neutralisierung /München, Duncker & Humblot/ einen politisch-geschichtlichen und völkerrechtlichen Überblick über das Werden und die Handhabung der belgischen Sonderstellung; auch der bibliographische Anhang ist sehr dankenswert.

Als wertvoller geographischer, geschichtlicher und politischer Führer sei auch nochmals Otto Hoetzsch' Buch Rußland /Berlin, Georg Reimer/ hervorgehoben, das kürzlich in 2. Auflage erschien. Da Herman Kranold (in seinem Artikel Vorfagen einer östlichen Orientierung, in den Sozialistischen Monatsheften, 1917 I, Seite 409 ff.) Hallers

Buch gegen Hoetzsch ausführlicher kritisierte, so sei auch die Gegenschrift des Angegriffenen Russische Probleme /Berlin, Georg Reimer/ erwähnt; viele der heute wieder strittigen Nationalitäts- und Parteifragen gelangen hier zu ausgiebiger Erörterung.

Für die Mission Deutschlands in Finnland treten in einem Heft der bereits öfter erwähnten Rohrbachschen antirussischen Schriften R. Norrlander und S. Sario ein (Die nordische Brücke /Stuttgart, Engelhorn/). Als Ziel wird dabei verkündet: die russische Gefahr von der Ostsee fernzuhalten und die englische Politik zu durchkreuzen, die Deutschland auch von Norden her dauernd einzukreisen und damit unter Ausnutzung der Verbindungen über Skandinavien und das Nordmeer, die Herrschaft über die Ostsee zu erringen strebe.

Zum ostasiatischen Problem (das in der, in dieser Rundschau, 1917 II, Seite 745, angezeigten Schrift Paul Ostwalds ausführlicher vorgeführt wurde) hat auch die oben erwähnte Sammlung Meereskunde einige Beiträge geliefert. Der Konsul A. Moslé behandelt Japan und seine Stellung in der Weltpolitik, der Geheime Admiraltätsrat Schrammeier die deutsch-chinesischen Handelsbeziehungen.

Ein angesehener Bremer Großkaufmann F. Oloff tritt in einer großern Schrift Der Sonderfriede mit England /Berlin, Dietrich Reimer/ für folgende Kriegs- und Friedensziele ein: Der Friede zwischen den kontinentaleuropäischen Staaten sei durch Verzicht auf Gebietsabtretungen (auch gegenüber Rußland) so zu gestalten, daß ein späteres Zusammengehen der Betroffenen und damit eine dauernde Ausschaltung der englischen Einmischung möglich werde; die englische Monopolsanmaßung müsse in ihren Wurzeln getroffen werden. Zu diesem Zweck sei Belgiens wirkliche Neutralität und Unabhängigkeit zu sichern, oder der Anschluß Walloniens an Frankreich und Flanderns an Deutschland zu wählen; das englische und portugiesische Mittel- und Südafrika müsse Deutschland zufallen.

Von der Kriegserfahrung ausgehend, daß es den Deutschen in der Zerstreuung vollkommen an jedem Zusammenhalt mit dem Denken und Leben des Reichs gebrach, befürwortet Christian F. Weiser (Das Auslandsdeutschum und das Neue Reich /Gotha, Perthes/) eine organisatorische Zusammenfassung der Kräfte, die vielleicht in einer Reichs-

stelle gipfeln könnte. Vor allem möge man Predigern und Lehrern einen längeren Studienaufenthalt in Deutschland gewähren. Auch die Frage der planmäßigen Lenkung der Rückwanderung wird gestreift.

Franz Ottmanns und Franz Koblers Völkerfrühling in Österreich /Wien, Braumüller/ geht von dem Glauben aus: auf österreichisch-ungarischem Boden müsse die erste internationale Gemeinschaft entstehen, bestimmt dereinst ganz Europa zum Vorbild eines überstaatlichen Verbandes zu dienen. Mehr auf naturwissenschaftlichen Anschauungen und Analogien fußt die weniger harmonievertrauende Studie von F. Omoroviczai Die Richtung des Weges zum Völkerfrieden /Wien, Deuticke/. Mitglieder aller Parteien (von den Sozialdemokraten Blos, David, Edmund Fischer, Hoch) steuerten zu einem der Kleinen Montanusbücher /Siegen, Montanus/ bei: Vom kommenden Weltfrieden.

In einer Studie zur Annexions- und Friedensfrage Machtpolitik und Idealpolitik /München, Duncker & Humblot/ bespricht Sigmund Hellmann mit viel realpolitischem Sinn und geschichtlicher Erfahrung die Beziehungen des internationalen Staatenlebens. Gegen die vielverbreitete Friedensschrift des Münchener Lehmannschen Verlags richtet sich: Deutschlands Zukunft bei einem Macht- und einem Rechtsfrieden von Oskar Stillich /Leipzig, Verlag Naturwissenschaften/. L. Quidde hat hierzu ein Vor- und ein Nachwort geschrieben, auch ein Aufsatz Otto Hues über die Longwy-Briey-Frage ist aufgenommen. Im gleichen Verlag läßt sich Reinhard Gast über Deutschland und die Entwicklung des Haager Friedenswerkes in Vergangenheit und Zukunft aus. In diesem Zusammenhang sei auch ein Vortrag Bernhard Dernburgs vor dem Handelsvertragsverein erwähnt: Die weltwirtschaftlichen Interessen und die internationale Organisation der Völker (Weltwirtschaft und Weltfriede /Berlin, Liebheit & Thiesen/). Alldeutsch im verwegenen Sinn des Wortes gibt sich dagegen Kurd von Strantz in Unser völkisches Kriegsziel, die Wiederherstellung der alten geschichtlichen Reichs- und Volksgrenzen im Osten, Süden und Westen, sowie die künftige deutsche Übersee /Leipzig, Reichenbach/.

Totenliste Mitte April starb in Washington der Vorsitzende der Senatskommission für auswärtige Angelegenheiten William

Joel Stone. Sein Name ist in Deutschland vor allem durch seine heftige Opposition gegen die Kriegspolitik Wilsons bekannt geworden. Den Englandkurs der amerikanischen Politik charakterisierte er in einem Brief an Wilson am 4. März 1916 als »ideellen Hochverrat gegen die Republik«.

Bulgarien sowohl wie Deutschland erlitten einen schweren Verlust durch den Tod des bulgarischen Gesandten in Berlin Dimitri Risow am 23. April. Risow stand in seinem 53. Lebensjahr und war fast 25 Jahre lang im auswärtigen Dienst Bulgariens tätig. Wie so viele Intelligenzen der Balkanländer, war er ein theoretisch (sogar marxistisch) geschulter Kenner der deutschen Politik und staatswissenschaftlichen Literatur. Auf seine meisterliche Beurteilung der russischen Zustände und des Verhältnisses zwischen Rußland und Bulgarien konnte hier seinerzeit hingewiesen werden.

Am 25. Mai starb in Berlin, 76 Jahre alt, der Reichstagspräsident Johannes Kaempf. Die parlamentarische Geschäftsführung Kaempfs, der parteipolitisch zur Freisinnigen Volkspartei gehörte, wurde durch die Kriegszeit zu außergewöhnlicher Bedeutung emporgehoben.

In London starb am 2. Juli der englische Lebensmittelminister David Lord Rhonda. Seine Krankheit wurde von englischen Blättern auf eine allzu genaue Befolgung der eigenen Rationierungsvorschriften zurückgeführt. Wegen seines bedeutenden Reichtums (er wurde der Steinkohlenkönig genannt) nahm er eine hervorragende Stellung im englischen Wirtschaftsleben ein. Er hat ein Alter von 62 Jahren erreicht.

Am 3. Juli starb in Konstantinopel der Sultan Mohammed Reschad V. in seinem 74. Lebensjahr. Er gelangte am 27. April 1909 durch die jungtürkische Revolution auf den osmanischen Thron, den bis dahin sein Bruder Abdul Hamid innehatte. Sein Nachfolger ist sein jüngster Bruder Wahid Eddin.

Am 6. Juli wurde in Moskau der deutsche Gesandte Wilhelm Graf von Mirbach von zwei Unbekannten, die um eine Unterredung ersucht hatten, durch Revolvergeschüsse verletzt und dann durch Handgranaten getötet. Die Tat war ein terroristischer Akt, zu dem sich die Partei der Linkssozialrevolutionäre bekannte. Graf Mirbach war gerade 4 Tage vorher 47 Jahre alt geworden. Er war seit 1896 im diplomatischen Dienst tätig, zuerst als Attaché in Lon-

don. Bereits 1908 bis 1911 gehörte er der russischen Botschaft, damals in Petersburg, an. Später vertrat er, bis zur Vertreibung der deutschen Gesandtschaft durch die Entente, die deutschen Interessen in Athen. Er hatte sich auch in seinem letzten Wirkungskreis rasch persönliche Sympathieen gewonnen.

Kurze Chronik Am 9. Juli ist der Staatssekretär des Auswärtigen Richard von Kühlmann zurückgetreten. Zu seinem Nachfolger wurde Paul von Hintze, bisher Gesandter in Kristiania, bestimmt. ◊ Zum Nachfolger Kaempfs im Reichstagspräsidium wurde der Zentrumsabgeordnete Konstantin Fehrenbach gewählt. Die beiden Vizepräsidenten Heinrich Dove und Hermann Paasche verblieben an ihren Plätzen. Es wurde aber noch ein neuer Vizepräsidentenposten geschaffen und mit Philipp Scheidemann besetzt. Durch das Zusammenwirken von Freisinnigen, Nationalliberalen, Sozialdemokraten im Präsidium soll das Weiterbestehen der Friedensresolutionsmehrheit vom 19. Juli 1917 demonstriert werden. ◊ Am 16. Juni trat der bulgarische Ministerpräsident Wassil Radoslawow, ein treuer Anhänger des deutsch-bulgarischen Bündnisses, von der Regierungsleitung in Sofia zurück. Sein Nachfolger ist Alexander Malinow, der schon einmal, 1908 bis 1911, Kabinettschef war. ◊ Die Straßburger Universität plant die Errichtung eines Instituts für Auslandspolitik. Der Straßburger Gemeinderat hat hierfür einen jährlichen Beitrag von 15 000 Mark bewilligt.

Herrn von Holstein, der politischen Polizei zur Zeit der Leckert-Lützow und Normann-Schumann. Hammann hat sich, schon vor seiner amtlichen Laufbahn, gern mit dem Sozialismus und der Sozialpolitik beschäftigt, auch den Abschnitten über die Zeit des Ablaufs des Sozialistengesetzes, über die Politik des ruhigen Abwartens und der Versöhnung gegenüber dem Drängen zum Staatsstreich und Verfassungsumsturz, über die Kaiserlichen Erlasse, die Kämpfe um das Zuchtthausgesetz und um die noch weitergehenden reaktionären Scharfmachertreibereien merkt man diese Vorliebe an. Die Äußerungen über die Wahl zwischen Rußland und England scheinen mir von falschen tatsächlichen Voraussetzungen und subjektiven Gesichtspunkten auszugehen, aber auch sie sind anziehend und lesenswert. ◊ Die Auslandsstelle des Kriegspresseamts hat ein Handbuch der Auslandspresse 1918 zusammengestellt /Berlin, Mittler/. Für jedes Land werden die Hauptblätter nach Adresse, Erscheinungsweise, Leserkreis und Verbreitung, innen- und außenpolitischer Richtung, Verlag und Mitarbeitern verzeichnet. Der Krieg hat natürlich die umfassende Lösung einer solchen Aufgabe erschwert, aber das Erscheinen entspricht einem Gebot der Stunde und wird hoffentlich in Zukunft seine Fortsetzung und Weiterentwicklung finden. ◊ In Reichs Deutschen Schriften /Berlin, Otto Reichl/ plaudert A. von Gleichen-Rußwurm mit manchen flotten Bemerkungen über die Diplomatie.

Literatur

Der ehemalige Leiter des Pressedienstes im deutschen Auswärtigen Amt

Otto Hammann hat Erinnerungen unter dem Titel *Der neue Kurs veröffentlicht* /Berlin, Hobbing/. Die feuilletonistische Vortragsweise deckt hier eine ganze Fülle von sachlich wichtigen Mitteilungen. Vor allem die guten Seiten der Caprivischen Reichskanzlerzeit, freilich auch das Unfertige und Unreife, nach dem Verlassen der alten innen- und außenpolitischen Bismarckschen Bahnen heben sich eindrucksvoll hervor. Daß die Beziehungen zu Rußland, das Ende des Rückversicherungsvertrags, die Annäherung an England besonders ausführlich dargelegt werden, wird heute das Interesse an den Rückblicken noch besonders beleben. Zwischendurch laufen fesselnde Charakteristiken des

WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Plechanow Georg Plechanow, der am 30. Mai nach jahrzehntelangem Exil auf russischem Boden, wohin ihn die revolutionäre Bewegung zurückrief, 60 Jahre alt, starb, hat in der Geschichte der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei eine bedeutende Rolle gespielt. Als Petersburger Student hatte er sich in den siebziger Jahren den revolutionären Narodniki angeschlossen, die einen agrarsozialistischen Neubau der russischen Gesellschaft auf Grundlage des Mir, abseits von aller politischen Propaganda erstrebten. Aber schon seine erste Schrift verlangte eine Mitheranziehung der Industriearbeiter. 1880 mußte er ins Ausland flüchten. Im Jahr 1884 schrieb er in der Schweiz,

wo er mit Axelrod und Wjera Sassulitsch in engem Bund stand, die berühmte Flugschrift *Unsere Meinungsverschiedenheiten*. Ein Manifest, in dem er sich zum Standpunkt der deutschen Sozialdemokratie und des Marxismus bekannte. Die Schrift mit ihren programmatischen Erklärungen erregte großes Aufsehen und half die Ideen des westeuropäischen Sozialismus rasch in Rußland verbreiten. Man hat Plechanow daraufhin den Vater der russischen Sozialdemokratie genannt. Das Jahrzehnt 1885 bis 1895 war wohl die fruchtbarste Periode seiner politisch-literarischen Tätigkeit. 1895 erschien in Rußland unter dem Pseudonym Beltow seine vielbesprochene Streitschrift zur Frage der Entwicklung der materialistischen Geschichtsauffassung. In Deutschland wurde er Anfang der neunziger Jahre durch sein Buch über Tschernyschewskij und einen in der Neuen Zeit publizierten Aufsatz über die Hegelsche Dialektik und Marx' Verhältnis zu ihr bekannt, der in Behandlung dieses damals noch ganz neuen Themas interessante Anregungen bot. Er redigierte die *Iskra*, das Zentralblatt der russischen Sozialdemokratie, bis zum Jahr 1906 und arbeitete daneben noch für andere Organe der illegitimen russischen Auslandspresse. Nach der Spaltung der Partei in Bolschewiki und Menschewiki /1903/ hielt er sich mehr auf Seite dieser und trat in der ersten russischen Revolution gegenüber den doktrinären Illusionen der Bolschewiki für eine kluge Politik der Reformen ein. Für die Art seines Marxismus war unter anderem die Entschiedenheit charakteristisch, mit der er in seinen Beiträgen zur Geschichte des Materialismus /Leipzig, Dietz/ die Fundamentierung der ökonomischen Geschichtsbetrachtung auf eine allgemeine materialistische Philosophie verfocht. Sein Einfluß in russischen Parteikreisen nahm in den Jahren vor dem Krieg ab. Das Eintreten für die Fortführung des blutigen Ringens im Bund mit der Entente scheint ihn dann noch mehr isoliert zu haben.

Kautsky gegen Renner Auf die Aufsatzsammlung des österreichischen Genossen Karl Renner, die vor einem Jahr unter dem Titel *Marxismus, Krieg und Internationale* erschien /Stuttgart, Dietz/, hat Karl Kautsky mit einer Streitschrift *Kriegsmarxismus* /Wien, Wiener Volksbuchhandlung/ geantwortet, die im Namen

eines unverfälschten *Marxismus* gegen die revisionistischen Gedankengänge des Verfassers in schärfster Weise protestiert. Was Renner in dem Vorwort seiner Schrift selbst beklagt: daß die Überhäufung mit anderen Arbeiten ihm nicht Zeit gelassen die hier abgedruckten, ursprünglich für den Kampf und die Wiener Arbeiterzeitung geschriebenen Artikel zu einem straffer gespannten und systematisch aufgebauten Ganzen zusammenzufassen, wie manche bei dieser journalistischen Form mit unterlaufenden Unbestimmtheiten des Ausdrucks sind von dem Angriff in geschickter Weise ausgenutzt.

Die Vorarbeiten für eine solche systematische Zusammenfassung hätten vielleicht auch in gewisser Hinsicht zu einer veränderten Stellungnahme Renners dem Marxschen Kapital gegenüber geführt, von dem er behauptet, die dort entwickelte Theorie reiche zur Erklärung des heutigen Kapitalismus nicht mehr aus, sei aber damals, als das Marxsche Werk erschien, in einer Epoche wesentlich noch unbeschränkter freier Konkurrenz, für die kapitalistische Welt von strikter Gültigkeit gewesen. Wo doch Marx selbst im 3. Band des Kapitals konstatieren muß, daß seine, von ihm in den beiden früheren Bänden zur Erklärung der kapitalistischen Preisbildung überall angewandte Wertgesetzhypothese in ihrer ursprünglichen Form, wonach der Warenaustausch in jeder Gesellschaft mit entwickelter Warenproduktion der Regel und Tendenz nach als Austausch gleicher Arbeitsgrößen erfolgen muß, bei Unterstellung völlig freier Konkurrenz mit der daraus folgenden Tendenz zur Herausbildung einer gleichen Durchschnittsproftrate für die verschiedenen Branchen in evidenten Widerspruch gerät; und wo er bei seinem Versuch: dem in diesem Sinn nicht gültigen Wertgesetz durch Aufstellung einer neuen Doktrin, wonach wenigstens die Gesamtpreissumme des jährlich kapitalistisch produzierten Gesamtprodukts dem Wertgesetz entsprechen sollte, eine andere Art realer Geltung in der kapitalistischen Volkswirtschaft zu sichern, nur eine neue Hypothese einführt, für die ebensowenig wie für die erste irgendeine zwingende Kausalbegründung aus der Analyse der wirklichen kapitalistischen Preisregulierung selbst zu erbringen ist. Der Rennersche *Marxismus* erhält durch das völlige Ignorieren jener längst klargelegten Widersprüche, die

kein Marxist bisher zu lösen auch nur ernsthaft versucht hat, etwas Problematisches, stimmt mit der sonst von ihm erhobenen Forderung kritischer Kontrolle nicht gut zusammen.

Als Kernfrage, auf die dieser Streit Kautsky-Renner letztlich zurückweist, und von der aus er sich allein in prinzipieller Weise entscheiden läßt, erscheint die Frage der sogenannten Marx'schen Katastrophentheorie. Wer davon überzeugt ist, daß, wie das Kommunistische Manifest mit seiner unvergleichlich packenden Beredsamkeit verkündet, die kapitalistische Wirtschaftsordnung unvermeidlich, je mehr die produktiven Kräfte sich in ihr entwickeln, dem schließlichen Bankrott in immer schlimmeren Handelskrisen entgegenstrebt, wo dann die revolutionäre Diktatur der Arbeiterklasse die Führung zum erlösenden Sozialismus übernimmt, von dem versteht man, daß er die positive, auf einzelne Verbesserungen abzielende und ohne Kompromisse überhaupt nicht denkbare Mitarbeit der sozialdemokratischen Partei in dem politischen Betrieb des Gegenwartsstaats mit starkem Mißtrauen betrachtet; daß sie ihm größtenteils verlorene Mühe dünkt, die obendrein noch allzu leicht von der Hauptsache, der Herausarbeitung des möglichst schroffen Gegensatzes zur bürgerlichen Gesellschaft und der Vorbereitung für die künftige Diktatorrolle, abzieht. Aber wer glaubt denn heute noch an eine solche Gangart der Entwicklung, wie ihn das revolutionäre geniale Ungestüm des jungen Marx unter den verderbendrohenden Erscheinungen des englischen Frühkapitalismus in dialektisch kühner Perspektive konzipiert hat? Kautsky, der vor Jahren schon in der Debatte mit Revisionisten die hierin mit einbegriffene sogenannte Verelendungstheorie als ein von den Revisionisten boshafterweise Marx untergeschobenes, ihm selbst ganz fremdes Hirngespinnst bezeichnete, steht ja, wie dieses Dementi zeigte, längst nicht mehr auf diesem Standpunkt.

Freilich: Eine andere Frage ist es, ob nicht der unglückselige Weltkrieg nachwirkend ganze Länder, die früher in erster Reihe Träger der kapitalistischen Entwicklung und der sozialistischen Arbeiterbewegung waren, in einen Zustand ökonomischer Auflösung drängen könnte. Indes erscheint es von vornherein gewiß, daß, wenn es dazu käme, die Arbeiterschaft der betreffenden Staaten darunter selbst am ärgsten lei-

den müßte und, auch wenn sie in siegreichem Aufstand dann zur politischen Diktatur gelangte, wohl kaum durch plötzliche Dekretierung neuer Organisationsformen den aus den Fugen geratenen Kreislauf von Produktion und Verteilung in sozialistischer Weise zu regenerieren vermöchte. Eine Fortentwicklung der Wirtschaftsordnung im sozialistischen Sinn, das dürfte heute wohl durchgehend die Meinung der Partei sein, setzt nicht eine Kette wirtschaftlicher Katastrophen voraus, die, sich kulminierend, den ganzen Mechanismus des Marktes aus den Angeln zu heben drohen, sondern erscheint am aussichtsreichsten bei ungestörtem Weiterfunktionieren des ökonomischen Prozesses, das es der wachsenden Macht der Arbeiterschaft ermöglicht in stufenweisem Fortgang ihren Anteil an dem von ihr geschaffenen Gesamtprodukt zu erhöhen und zu diesem Zweck wie zur Erreichung allgemeiner demokratisch-kultureller Ziele des Gesellschaftslebens organisatorische Sicherungen und Schutzwehren in immer größerem Maßstab auszubauen. In wirklichen Demokratien, in denen die Gewinnung der politischen Macht unmittelbar an die Gewinnung der Majorität in Parlamenten und sonstigen Wahlkörperschaften und an die zielsichere Ausnutzung einer so gewonnenen Position geknüpft ist, wo also der Fortschritt der Sozialisierung letztlich wesentlich von dem Umfang abhängt, in dem es gelingt die großen Massen der arbeitenden Bevölkerung über ihre eigenen Interessen wirksam aufzuklären, bedarf es dann der Revolutionen, die unter solchen Umständen Revolutionen der Minderheit gegen die Mehrheit sein und so dem demokratischen Prinzip der Selbstbestimmung der Völker zuwiderlaufen müßten, überhaupt nicht. Und auch in Staaten, wo eine vom Volk getrennte Regierungsmacht sich gewaltsam einer demokratisch-sozialen Volksbewegung entgegenstellen würde, könnte die Revolution in der Hauptsache doch nur die Bedeutung haben mit dieser äußern Hemmung aufzuräumen, worauf dann in dem Rahmen der neuen demokratischen Organisation wieder nur der Mehrheitswille die Leitung übernehmen könnte.

Wenn aber die Ziele, die eine vom Interesse der Arbeiterschaft getragene Sozialisierungsbewegung sich stellen muß, nicht ein Versagen sondern eine steigende Trag- und Leistungsfähigkeit des nur allmählich aus seinen privatkapita-

listischen Formen herauslösbaren ökonomischen Prozesses zur Voraussetzung haben und auf die Dauer nicht durch Diktatur sondern nur in demokratischen, also ein Paktieren verschiedener Parteien mit einander einschließenden Formen realisierbar sind, so bedeutet das zugleich, daß eine proletarisch-sozialistische Partei (mag sie in der Idee von der unversöhnlichen Gegensätzlichkeit ihres Endziels zum Bestehenden auch noch so sehr durchdrungen sein), wenn sie nicht auf den Gewinn von Macht in demokratischen Formen verzichten will, sich nicht in bloßer Wiederholung allgemein gehaltener Klagen und Mißtrauensvoten gegen das Bestehende erschöpfen und isolieren darf sondern in Anpassung an die gegebenen Verhältnisse für deren Besserung einzutreten hat. Nur so ist Fortschritt möglich.

So gutes Recht der Radikalismus des Denkens hat, wenn es gilt die letzten Ziele der Bewegung auf leuchtendem Banner zu verzeichnen, die Massen aus dem Druck des Alltags zu hoffnungsfreudiger Begeisterung zu erheben, so zweckwidrig muß ein Radikalismus wirken, wenn er, an jenem Relativismus, in den alle einzelnen möglichen Aktionen eingebannt sind, Anstoß nehmend, nach einem leeren Schema des Entweder-Oder den Blick für das Erreichbare sowie den Willen sich dafür einzusetzen abschwächt.

Daß jene früher so viel berufene *Anarchie* der freien Konkurrenz und jener *Atomismus*, der die einzelnen ohne Rückhalt genossenschaftlicher Bindung einander gegenüberstellt, seither durch neue organisatorische Tendenzen, die aus dem Wirtschaftsleben selbst hervorwachsen, wie durch die ständige Erweiterung wirtschaftlicher und wirtschaftspolitischer Staatsbefugnisse in überraschend weitem Ausmaß zurückgedrängt sind, und daß wir in diesem Sinn, wie Renner sagt, in einer Periode der »Durchstaatlichung« der Wirtschaft leben, die im Gefolg des Krieges noch viel prägnantere Züge annehmen dürfte, ist doch nun einmal eine unwegdisputierbare Tatsache. Eine Tatsache, die Marx, weil diese Tendenz vor dem Erscheinen seines Kapitals überhaupt kaum hervortrat, wie Renner betont, bei seiner Auffassung der kapitalistischen Entwicklung noch nicht in Rechnung stellen konnte. Und ebenso offenkundig hat Renner damit recht, daß die Taktik der Partei auf die so geschaffenen neuen Tatbestände notwendig Rücksicht nehmen, sie in dem Dienst proletarisch-so-

zialistischer Interessen und einer fortschreitenden Demokratisierung der Gesellschaft auszunutzen suchen müsse. Gewiß, die hohen Lobgesänge, die seit Kriegsbeginn auf jene, durch den sogenannten Kriegssozialismus so mächtig verstärkte Organisierungstendenz vielfach (zum Beispiel von Plenge) angestimmt wurden und von einer solchen Art der Formänderung in schwärmender Verwirrung womöglich die Verwirklichung des Sozialismus ohne Klassenkampf erträumen, fordern zur schärfsten sozialistischen Kritik heraus. Aber so wenig einheitlich in ihren Zielen, Quellen und Motiven sich die ständig fortschreitende soziale und staatliche Organisationsbewegung darstellt: daß sie eine wachsende Beeinflussung des wirtschaftlichen Prozesses durch planmäßige Regelung und assoziative Eingriffe in ihn bedeutet und teilweise Handhaben bietet, an denen so oder so eine planmäßig weitergreifende Organisationsarbeit mit sozialistischen Tendenzen anzuknüpfen vermag, sollte darüber nicht übersehen werden. Vielleicht, daß Renner in dieser Hinsicht die Möglichkeiten hier und da zu günstig einschätzt. Aber dieser Optimismus ist jedenfalls noch immer in unvergleichlich höherem Maß realpolitisch als Kautskys die Bedeutung dieser ganzen Bewegung für eine künftige Sozialisierung der Gesellschaft geradezu verneinende Kritik. Wie oft ist nicht beispielsweise, und zwar gerade von streng marxistischer Seite, in treffender Analogie mit der von Marx hervorgehobenen Konzentrationstendenz des Kapitals der weitere kapitalistische Zusammenschluß zu Kartellen und zu Trusts als eine Vorstufe für die Möglichkeit einer spätern Expropriation durch die staatlich organisierte Gesellschaft dargestellt worden! Und nun heißt es in Kautskys Polemik gegen Renner plötzlich: »Irgendein neues Prinzip wird mit dem wachsenden Einfluß des Großkapitals im Staate und des Staates im Wirtschaftsleben in keiner Weise in die kapitalistische Wirtschaft hineingetragen, da diese, wie nochmals betont sei, von Anfang an nicht auf dem Individualismus sondern auf der Organisation der Massen beruht.« Als ob die Organisation einer Vielheit von Arbeitern im Betrieb unter dem Kommando eines Einzelkapitalisten nicht etwas Wesensanderes wäre als die Organisation der Betriebseigentümer selbst in Kartellen und Trusts. Die agrarischen, bekanntlich ganz besonders in den Schichten des kleinen, selbstarbeitenden Bauerntums so verbreiteten

Genossenschaften werden mit der Bemerkung abgetan: »Nichts ist verkehrter als die oft geäußerte Ansicht, dieselben seien ein Fortschritt zum Sozialismus. Denn Sozialismus bedeutet nur die Genossenschaftlichkeit von Arbeitern und nicht die von Ausbeutern.« Auch jene dogmatische Vorstellung eines scharf geschiedenen Hüben und Drüben in der kommenden Entwicklung, die man nach dem Zusammenbruch der Zusammenbruchstheorie längst begraben glaubte, klingt hier wieder an, wenn Kautsky erklärt: wo der Staat noch nicht in die Hände der ausgebeuteten Klassen gelangt sei, sei »die Staatsgewalt ein Werkzeug ihrer Unterdrückung und aufs schärfste zu bekämpfen«. Als ob, solange das Proletariat nicht eine »Diktatur« im Staat auszuüben fähig ist, es überhaupt von einem Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung ausgeschlossen sei. Ein Gedanke, der in dieser Kraßheit freilich dem Augenschein in solchem Grad widerspricht, daß er von Kautsky ein paar Zeilen weiter in einer Weise, die der Aufhebung gleichkommt, modifiziert werden muß.

Den Gipfel erreicht aber das Dogmatisieren in der Verurteilung der von Renner verteidigten Fraktionspolitik des 4. August. Ganz unabhängig davon, wie man die Schuldfrage am Weltkrieg, dieses größten aller an der Menschheit verübten Verbrechen, beurteile: konnte denn eine sozialistische Partei, die gegen die Kriegstreibereien bis zum letzten Augenblick protestiert hatte, bei dem Hereinbrechen des Unheils, wenn sie nicht blind vor allen Realitäten ihre Augen schließen wollte, etwas anderes tun als unter nochmaligem Protest wider die Politik, die zu dem Krieg führte, die notwendigen Kriegskredite bewilligen? Wäre eine Kreditverweigerung, die, da ja ihre späteren Befürworter die Niederlage Deutschlands in dem Krieg nicht wollten, nur in Rechnung darauf, daß die bürgerlichen Reichstagsparteien ohnehin die notwendigen Gelder votieren würden, ausgesprochen werden konnte, etwas anderes als eine zweck- und sinnlose Geste gewesen, die mit der formalistisch-traditionellen Berufung auf die gewohnte Ablehnung des Militäretats im Frieden dem auf solche Finessen nicht gedrilten Sinn der großen Massen völlig unverständlich bleiben mußte? Für Kautsky stellt sich Renners Zustimmung zum damaligen Verhalten der deutschen sozialistischen Gesamtpartei sozusagen als eine Frucht seiner sonstigen revisionistischen Gesinnungs-

ketzerien dar. Er glaubt diese um so sicherer zu treffen, wenn er sie als eine »theoretische Grundlegung der Politik des 4. August« apostrophiert.

Marxbrevier Unter den kleineren Publikationen, die das Marxjubiläum gebracht hat, steht Franz Diederichs Sammelbändchen Geschichtliche Tat, Blätter und Sätze aus den Schriften und Briefen von Karl Marx /Berlin, Buchhandlung Vorwärts/obenan. Die Auswahl ist auf Grund umfassender Kenntnis des Marxschen Lebenswerks mit ausgeprägter Sicherheit des Blicks für das Wesentliche und für eindrucksvolle Plastik vorgenommen. So viel Marx in der Arbeiterpresse zitiert wird, so wenig ist er doch gelesen, etwa vom Kommunistischen Manifest und dem Vortrag Lohnarbeit und Kapital abgesehen. Das Studium seines Kapitals verlangt einen Zeitaufwand und eine Konzentriertheit der Hingabe, wie sie bei harter proletarischer Handarbeit nur von wenigen besonders veranlagten Naturen aufgebracht werden kann, und die Jugendschriften sind schwer erhältlich und bewegen sich, was Form und Inhalt anlangt, in einer unseren heutigen Vorstellungskreisen weit entrückten Welt. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß so viele der überallhin verstreuten Geistes-schätze, die reger aufgeweckter Sinn auch ohne besondere Vorbildung zu erfassen vermag und die sich zu einem imponierenden Gesamtwesen der überragenden Persönlichkeit unseres großen Vorkämpfers zusammenschließen, hier in bequemer Form auf 1½ Hundert engbedruckter Seiten jedermann zur innern Bereicherung geboten werden. Auch wer sich viel mit Marx beschäftigt hat, stößt bei der Durchsicht immer noch auf Neues, das ihm trotz seiner Wichtigkeit entgangen war. Sehr klug hat der Herausgeber darauf verzichtet auch nur andeutungsweise in ungefährem Umriß die Wendungen, in denen Marx seine Werttheorie durchführt, durch Zitate zu illustrieren. Wer sich für diese, in ganz eigenen Bahnen einerschreitenden Deduktionen interessiert, muß eben zum Originaltext selber greifen. Wohl aber sind, was jedem Arbeiter so viel näher liegt, die fundamentalen Stellen über Mehrarbeit und Arbeitstag in breiterem Umfang, 25 Seiten stark, herangezogen; und ebenso eine Fülle der im Kapital eingeflochtenen, die Marxsche Geschichtsauffassung veranschaulichenden Betrachtungen. Eine Übersicht der Titel der verschiedenen Abschnitte gibt eine

Vorstellung der mannigfaltigen Gesichtspunkte, unter denen der Verfasser den Reichtum des Stoffs gliedert. Die 20 Anfangsseiten: Revolutionserkenntnis 1841 bis 1845, sind der ersten, noch immer wenig bekannten Entwicklungsepoche des jungen Marx gewidmet; dann folgt, etwa in gleichem Umfang, ein Abschnitt über die kapitalistische Produktionsära, dem sich die schon vorher genannten Ausführungen über Mehrarbeit und Kapital anschließen; sodann, sehr inhaltreich und weitverzweigt, etwa ein Drittel der ganzen Schrift umfassend, das Kapitel Sozialismus und Arbeiterbewegung, und zum Abschluß Dokumente zur marxistischen Geschichtsauffassung. Die letzte Seite vereinigt markantcharakteristische Marxsche Aphorismen über Sinn und Zweck der wissenschaftlichen Arbeit. Ein in gewissem Sinn aktuelles Interesse besitzen die im 4. Abschnitt mitgeteilten Äußerungen Marxens zum Krieg von 1870-1871. Das Büchlein wird hoffentlich recht zahlreiche Leser finden.

Kurze Chronik Die wissenschaftlichen Arbeiten des Kieler Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft bestehen zurzeit, wie dessen Direktor Bernhard Harms auf der letzten Mitgliederversammlung der Gesellschaft zur Förderung dieses Instituts mitteilte, vorwiegend in kriegswirtschaftlichen Untersuchungen; insbesondere in Studien, die sich mit dem Wirtschaftskrieg beschäftigen. Eine Schriftenserie des Instituts behandelt die Maßnahmen der Entente zur Bekämpfung des deutschen Handels wie zur Förderung des Wirtschaftslebens der ihr angeschlossenen Staaten; bisher sind von ihr die Bände England, Rußland und Japan erschienen, Bände über Frankreich, Italien und Amerika sollen demnächst folgen. ◊ Am 30. Mai wurde die Fürst Leopold-Akademie für Verwaltungswissenschaften in Detmold eingeweiht. Am Tag vorher fand die konstituierende Sitzung des Ehrenausschusses statt, zu dessen Vorsitzendem Wilhelm Kahl /Berlin/ gewählt wurde. ◊ An der Universität Breslau soll ein Lehrstuhl für Soziologie und Statistik, ferner ein solcher für Handel und Industrie errichtet werden. ◊ Der Prager Professor Arthur Spiethoff, der eine Berufung nach Göttingen erhalten hatte (siehe diese Rundschau, 1918 I, Seite 309), geht nun doch nicht dorthin sondern nach Bonn, wo er als Nach-

folger Hermann Schuhmachers das nationalökonomische Ordinariat erhält. Zurzeit leitet er die wissenschaftliche Gruppe im Reichsamt des Innern.

Geschichte / Alfred Keller

Chinesen: Eduard Erkes und Bruno
Ursprung Schindler haben in der Ostasiatischen Zeitschrift, 1916, Seite 317 ff. (in einer Polemik gegen Henri Cordiers Histoire générale de la Chine) ein Bild von den verschiedenen Theorien über die Herkunft der Chinesen gegeben. Der Gegenstand verdient allgemeineres Interesse. Zeigt sich an diesem Beispiel doch auch die Unhaltbarkeit aller gewaltsamen (und interessierten) Theorien, wie der Hypothese von dem arischen Ursprung der schöpferischen Kultur. Die ersten europäischen Erforscher Chinas, die Jesuitenmönche des 17. und 18. Jahrhunderts, waren der Ansicht, daß die Chinesen vom Westen her, von der Ebene von Sinaar aus, nach Osten gewandert seien. Als Beweis dafür diente ihnen die chinesische Schrift, aus deren Zeichen sie allerhand Erinnerungen an die biblische Vorzeit der Nation herauslasen. Ferner glaubten sie in altchinesischen Götter- und Kaisernamen Heroen der Bibel und sogar Jahwe wiederzuerkennen. Diese Theorie wurde bald verlassen. Nur protestantische Missionare hielten bis in die jüngste Zeit daran fest. Noch im Jahr 1860 versuchte James Legge auf Grund des 10. Kapitels der Genesis Weg und Zeit der chinesischen Einwanderung festzulegen. Die weltliche Sinologie hielt sich von solchen Abwegen im allgemeinen fern, meist aber nur, um in noch ärgere Irrtümer zu verfallen. Fast alle Theorien über die Urheimat des Menschengeschlechts wurden, je nach der Mode, auch auf die Chinesen bezogen. Im 17. Jahrhundert bezeichnete Athanasius Kircher Ägypten als ihren Ursitz, und um 1750 versuchte de Guignes die Abstammung der Chinesen von einer ägyptischen Kolonie scharfsinnig nachzuweisen. Voltaire und der deutsche Historiker von Pauw traten dieser Annahme entgegen. 1799 trat William Jones mit der indischen Theorie auf, die bekanntlich auch von Gobineau verfochten wurde und noch heute ihre Anhänger hat. Gobineau setzte den Beginn der chinesischen Kultur mit der Einwanderung eines weißen Volkes arischer Zunge in die Niederungen des

Huang Ho an. Dann kam die babylonische Theorie, die gewissermaßen von den Jesuiten vorbereitet war, an die Reihe. Ihr Hauptverfechter war der im Jahr 1895 verstorbene französisch-englische Gelehrte Terrien de Lacouperie. Mit staunenswerter Belesenheit suchte er seine Hypothese vom westlichen Ursprung aller chinesischen Kulturgüter zu begründen. Er ging dabei von der Prämisse aus, daß die Chinesen nie zu einer kulturellen Schöpfung befähigt gewesen seien und infolgedessen alle Elemente ihrer Kultur aus dem Westen entlehnt haben müßten. Aber diese Voraussetzung ist weder mit den geschichtlichen Tatsachen noch mit der Psychologie der chinesischen Nation zu vereinen. Trotzdem ist die Theorie de Lacouperies vor einigen Jahren von dem Engländer C. J. Ball aufs neue aufgetischt worden. Er will seltsame Analogien zwischen der chinesischen und der sumerischen Schrift festgestellt haben und schließt daraus auf einen Urzusammenhang zwischen Babylon und China. Die Fachkreise haben diese Hypothese fast einstimmig abgelehnt. Die großartigen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte in Zentralasien riefen dann den Glauben an ein verschwundenes Paradies im *Herzen der Welt* hervor und zeitigten die zentralasiatische Abstammungstheorie der Chinesen. Ihr Begründer, Ferdinand von Richthofen, hat zwar weniger unter den Sinologen als unter den Geographen und Ethnologen Anhänger gefunden. Er stützte sich, außer auf vermeintliche Ähnlichkeiten zwischen der chinesischen und der westasiatischen Astronomie, vornehmlich auf die ältesten Quellen zur Geschichte und Geographie Chinas, aus denen er ein langames Vorrücken der Chinesen von den Abhängen des Pamir nach Osten beweisen zu können glaubte. Doch reichten die Sprachkenntnisse Richthofens für den Versuch nicht aus. An dem gleichen Fehler scheiterte auch der Ethnologe Heinrich Schurz, der Richthofen stützen wollte. Des weitern wurde dann, nach Schliemanns epochemachenden Ausgrabungen, Mykenä das Schlagwort zahlreicher Archäologen und Kunsthistoriker. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß der mykenische Kulturkreis auch als Urheimat der chinesischen Zivilisation in Anspruch genommen wurde. Oskar Münsterberg versuchte in seiner Chinesischen Kunstgeschichte diesen Nachweis zu führen, weil die chinesische Kultur mit der mykenischen einige künstlerische Ornamente, wie das Wol-

kenmuster und den Mäander gemein hat. Noch einen Schritt weiter ging dann August Strindberg, der den Ursitz der Chinesen in Hellas sah und die Identität der chinesischen Provinzen mit griechischen Landschaften fixieren wollte. Auch in Amerika hat man die Urheimat der Chinesen gesucht. Edouard Biot sah in ihnen einen Stamm nordamerikanischer Indianer, der über die Behringstraße nach China eingewandert sei. Und neuerdings läßt der amerikanische Kunsthistoriker Ernest Fenolosa die chinesische Kultur aus dem Stillen Ozean emporsteigen und ihre Elemente aus Peru, Polynesien und Nordsibirien zusammenströmen. Schon Plath, Grube und Hirth haben diese Hypothesen als Phantasieen bezeichnet, für die aus der chinesischen Geschichte kein Schimmer eines Beweises zu erbringen sei. Ebenso gelangte dann der russische Sinologe Wassiljew durch seine geschichtlichen Studien zu der Erkenntnis, daß die Urheimat der Chinesen nur im Herzen ihres heutigen Gebiets gewesen sein könne. Chavannes wies die Unhaltbarkeit der zentralasiatischen Theorie nach, und endlich versetzte Leopold de Sausure der babylonischen den Todesstoß, indem er dartat, daß die vermeintlichen Ähnlichkeiten zwischen westasiatischer und chinesischer Astronomie in nichts zerfließen; ein Zusammenhang beider Systeme sei ausgeschlossen, da sie auf verschiedenen Grundlagen errichtet sind. Endgültig gelöst hat das Problem jedoch erst A. Conrady. Er hat durch sorgfältigste Untersuchung aller in Betracht kommenden geographischen und geschichtlichen Quellen den Nachweis erbracht, daß die ältesten Sitze der Chinesen im Herzen des heutigen Chinas, in Honan und Südshansi, lagen, und daß sich das Volk von dort aus langsam und schrittweise nach allen Seiten ausbreitete. Sodann stellte er fest, daß auch die Spuren der mit den Chinesen sprach- und stammverwandten Völker wie der Tibetaner, Birmanen, Siamesen und anderer Stämme Hinterindiens und des Himalaya nach China zurückweisen, China also die Urheimat der indochinesischen Völkergruppe überhaupt ist. Damit dürfte den phantastischen Einwanderungstheorien endgültig der Boden entzogen sein.

Ausgrabungen Wiederum ist in letzter Zeit rasch nach einander teils zufällig teils in systematischem Nachgraben eine Reihe hoch-

wichtiger Funde aus vor- und frühgeschichtlichen Epochen gemacht worden, die hier ausführlicher behandelt zu werden verdienen.

Am wichtigsten dürften die paläolithischen Funde sein, die der Wiener Universitätsdozent Josef Bayer vor der dritten Gazaschlacht im südlichen Palästina gemacht hat. Der genaue Ort wird leider nicht angegeben. Vorausgesetzt, daß sie sich in allen Einzelheiten bewahrheiten, würden sie in der Tat eigenartige Zusammenhänge mit den früheuropäischen Kulturschichten aufdecken. Doch sind den vorliegenden Zeitungsberichten gegenüber einige Zweifel am Platz. Bayer will die Vorstufe zur neolithischen Kultur in Palästina aufgedeckt haben. Mit europäischen Verhältnissen verglichen, würde es sich also um das Magdalénien und Solutréen handeln. Tatsächlich sind denn auch diese beiden Kulturepochen in Palästina mit Sicherheit noch nicht nachgewiesen worden. Wohl dagegen die älteren der Cheléen und Acheuléen im Westjordanland und der Moustérien und Aurignacien in Syrien. Nun passen aber die von Bayer mitgeteilten Zeitangaben und Kulturformen nicht auf das Magdalénien und Solutréen (er schätzt sie bedeutend älter ein), so daß man in Zweifel ist, welche Kulturschicht er genau meint. Damit soll jedoch nicht die Bedeutung der Ausgrabungen an sich, sondern es sollen nur die daraus gezogenen Schlußfolgerungen abgeschwächt werden. Nach den von der Wiener Presse verbreiteten Berichten über die Funde Bayers könnte der Unkundige annehmen, es handle sich überhaupt um die ersten vorgeschichtlichen Funde in Palästina. Dies ist jedoch nicht der Fall. Vor 50 Jahren glaubte man allerdings nicht an die Existenz des prähistorischen Menschen in jenen Gebieten. Doch die Ausgrabungen des Abbé Morétain in Beit Sahur bei Bethlehem vom Jahr 1865 warfen diese Ansicht um. Man war immerhin noch im Zweifel über das Alter und über die eigentliche Bedeutung der aufgefundenen Gegenstände. Noch Abbé Richard hielt die von ihm 1870 bei Galgala am Jordan ausgegrabenen Steininstrumente für altjüdische Beschneidungsmesser. Erst R. P. Germer-Durand, der in den sogenannten Tells (konischen Erdhügeln) ganze Dörfer und Industrien der alten Kanaaniter ausgrub, brachte die nötige Klarheit in diese Verhältnisse. Ihm schlossen sich die Arbeiten von Fraas, Blankenhorn und Pater

Zumoffen in Syrien gleichwertig an, so daß wir im großen und ganzen über die vorgeschichtliche Besiedelung Palästinas gut unterrichtet waren. Der wichtigste der von Bayer gemachten Funde beruht darin, daß sie aus verschiedenen, ziemlich weit auseinander liegenden geologischen Schichten stammen und doch den gleichen Formenkreis aufweisen. Sie stellen in der Hauptsache den Übergang vom paläolithischen Faustkeil zum neolithischen Steinbeil dar und sollen in überraschender Weise mit den in Westeuropa aufgefundenen Artefakten übereinstimmen. Da Bayer seine Entdeckungen in jüngeren geologischen Schichten, ungefähr vor der ersten Eiszeit, gemacht haben will, die europäischen Parallelen aber aus älteren Schichten stammen, so nimmt er einen innigen Zusammenhang der beiden Kulturen an und sucht damit die bisherige Schulansicht von der Urheimat der Kultur in Asien zu widerlegen. Obwohl uns noch kein genauerer Bericht über diese Ausgrabungen vorliegt, erscheinen die Schlußfolgerungen doch verfrüht. Zunächst werden die Geologen noch ein Wörtchen mitzureden haben, und ferner sind die Ausgrabungen mit den früheren französischen, über die Bayer nicht genau informiert zu sein scheint (Pater Néophytus berichtete vor kurzem in der Pariser Zeitschrift L'Anthropologie darüber), in Einklang zu bringen. Solange dies nicht geschehen ist, muß man sich eines endgültigen Urteils entschlagen.

Von größtem wissenschaftlichen Interesse sind ferner die planmäßigen Grabungen, die Freiherr von Oppenheim noch vor dem Krieg am Tell Halaf im Tal des Chabur, eines Nebenflusses des Euphrat, in mehrjähriger Arbeit ausgeführt hat. Es gelang ihm eine hethitische Residenz mit einer großen Königsburg und einer mächtigen Umwallung festzustellen. Man hat es hier, den Ergebnissen nach zu schließen, mit einem großen Kulturzentrum zu tun. Unter den Funden ragen die Kultgegenstände durch ihre eigenartigen Formen und ihre Massigkeit hervor. Zahlreich waren besonders die Bilder der hethitischen Göttertrias, des Sonnengottes Schamasch, des Wettergottes Teschup und der Göttin Ishtar. Daneben kamen seltsame Sonnenadler, geflügelte Halbgötter mit Hörnermützen, Skorpionmenschen, Sphinxen, Löwen, Stiere, Libationsdamen in Basalt oder Kalkstein gehauen, zum Vorschein. Ferner wurde

reicher Schmuck aus Bronze, Gold, Elfenbein und Perlen gefunden. Die Keramik stand in hoher Blüte. Dem ausführlichen Ausgrabungsbericht darf man mit größten Erwartungen entgegensehen. Oppenheim will die Ausgrabungen nach dem Krieg weiterführen. Auf europäischen Boden hinüber leiten die zumeist im Zusammenhang mit dem Krieg stehenden Ausgrabungen in der Dobrudscha. Sie war, wie wir von alten Schriftstellern wissen, schon im frühen Altertum kolonisiert worden. Mit systematischen Nachforschungen hat man jedoch erst kurz vor Ausbruch des Krieges begonnen. Sie sind nun zum Teil im Auftrag der deutschen Regierung von Gelehrten wie Schuchhardt und Träger weitergeführt worden, zum Teil haben aber auch Schützengraben- und Eisenbahnbauten zufällige, aber nicht minder wertvolle Ergebnisse gezeitigt. So ist auf dem Boden der ehemaligen Metropole dieser Landschaft, Tomis, in der Nähe des heutigen Konstanz, eine Reihe von aufschlußreichen Funden gemacht worden. Sie führen zumeist in die jüngere Geschichte der Stadt, in die Zeit ihrer Christianisierung. So konnten zwei Kirchen und mehrere christliche Inschriften festgestellt werden. Tomis war der einzige Bischofssitz der ehemaligen Dobrudscha. Von dort aus hat namentlich der Apostel Andreas bekehrend gewirkt. Durch wichtige Funde ist in neuerer Zeit dann besonders das alte Trojestis bekannt geworden, das nach Ovid einst von den Römern erobert worden ist. Hier gab es vor allem eine reiche Ausbeute an Inschriften und Kunstgegenständen. Doch konnten auch die Grundrisse altchristlicher Kirchen festgestellt werden. Den neuesten Nachgrabungen hat man auch die endgültige Fixierung des alten Istros, das im 7. Jahrhundert vor Christus von Milet aus gegründet wurde, zu danken. Es liegt nordwärts von Constanza bei der Ortschaft Karanasuf auf einer ins Meer vorspringenden Landzunge. Schon vor dem Krieg ist hier von Pärvan gegraben worden. Aber erst in jüngster Zeit sind von dem Berliner Ingenieur Rud. Bernhard römische Inschriften gefunden worden, aus denen hervorgeht, daß man es mit »Istria, der weitberühmten Stadt der Istrianer, zu tun hat. Die Ausgrabungen lassen ferner erkennen, daß die Stadt mindestens ebenso groß wie Tomis war. Etwas weiter landeinwärts ist das kleinere Ulm-tum, das unter Kaiser Justinian ge-

gründet wurde, entdeckt worden. Bei Cernavoda stieß man auf das alte Axiopolis, das, wie der Name sagt, eine griechische Gründung war und hauptsächlich vom Überlandverkehr mit Tomis lebte. Die beiden Städte waren denn auch zur Zeit Constantins des Großen durch einen Steinwall verbunden, der ebenfalls einige neuere Funde geschenkt hat. Axiopolis ist schon in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bekannt geworden. Doch wurden damals nur die Tore und die Stadt-eingänge freigelegt. Neuerdings hat man auch eine Basilika mit einer Nebenkirche aufgedeckt. Weitergeschritten ist dann namentlich im letzten Jahr die Ausgrabung der Trajanswälle und der berühmten, durch ihr großes Siegesdenkmal bekannten Trajansstadt Adam-Klissi. Heute ist etwa ein Fünftel der Stadt, die im Jahr 230 von den Goten zerstört und unter Kaiser Constantin auf den Mauern des Septimius Severus wieder aufgebaut wurde, freigelegt. Die bedeutendsten Überreste gehören 4 Basiliken an, von denen eine als ein Musterbau seiner Art bezeichnet werden muß. Eine Besonderheit von Adam-Klissi sind die zahlreichen doppelsprachigen Inschriften, die hier aufgefunden worden sind. Aus ihnen ist zu ersehen, daß die Stadt ungefähr zu gleichen Teilen von Griechen und Römern bewohnt gewesen sein muß. Die Trajanswälle, die sich in 3 Linien zwischen Cernavoda und Constanza hinziehen, sind von dem Berliner Forscher Schuchhardt im Auftrag der Regierung neu aufgenommen und vermessen worden. Dabei ergab sich, daß der erste Wall, der sogenannte Kleine Erdwall, aus vorgeschichtlicher Zeit stammt. Er war, im Gegensatz zum zweiten, dem sogenannten Großen Erdwall, der alle 700 bis 1000 Meter mit starken Kastellen besetzt war, nicht befestigt. Zwischen den Kastellen des zweiten Wall'es sind übrigens an verschiedenen Stellen noch kleinere Befestigungsanlagen eingebaut. Der dritte Wall bestand aus einer breiten Quadermauer, die sich alle 2 bis 3 Kilometer in große Kastelle ausbuchtete. In ihnen wurden viele keramische Arbeiten gefunden. Sie stehen den slawischen des 10. Jahrhunderts sehr nahe. Auf Grund der Funde konnte ermittelt werden, daß der zweite Erdwall wahrscheinlich aus der Zeit Kaiser Dominians, des Steinwall dagegen aus der Constantinszeit stammt. Bei diesen Nachforschungen stieß Schuchhardt auch auf einige vor-

geschichtliche Grabhügel. Einer von ihnen enthielt ein männliches Skelett in Hockerstellung. Der Schädel war mit Oker, der Farbe des Lebens, rot gefärbt. Schuchhardt meint, daß die Hockerstellung für den alten Mittelmeerkulturkreis spezifisch ist. Bei ostpreussischen Hockergräbern hätte man es also mit einer fremden Kultur zu tun.

Nach dem letzten Bericht Georg Karos vom Deutschen Archäologischen Institut in Athen sind dort im Kerameikos wichtige Gräberfunde gemacht worden. Die Ausgrabungen im Dipylon förderten eine Toranlage aus der themistokleischen Zeit zutage.

Von den Funden auf deutschem Boden dürften die bedeutendsten die sein, die Thimoteus Webster in der Nähe von Oberbelaun in Schlesien gemacht hat. Leider lassen die vorliegenden Vorberichte noch kein genaues Urteil über den Kulturkreis und die ethnographische Herkunft zu. Da es sich jedoch um 800 Grabstätten handelt, deren Beigaben erst der wissenschaftlichen Prüfung harren, so kann man verstehen, daß die Fachleute dem Funde das größte Interesse entgegenbringen. Nach einer vorläufigen Schätzung stammt die Grabstätte aus dem 14. bis 4. vorchristlichen Jahrhundert. Man hätte es also mit dem Formenkreis der Bronze- und Eisenzeit zu tun.

In eine wesentlich ältere Zeit führen die Funde zurück, die S. Werth auf der Gemarkung Dahlem bei Berlin gemacht hat. Es sind der Hauptsache nach Blattspitzen, Rund- und Hohlshaber, Klingenkratzer usw., die den Aurignactypus aufweisen. Sie wären ungefähr in die Zeit von 40 000 bis 30 000 vor Christus anzusetzen. Da sie in den Geschiebmassen des letzten Inlandeises eingeschlossen waren, so ist daraus zu schließen, daß der vorgeschichtliche Mensch in dieser Gegend auch während der letzten Vereisungsperiode in Norddeutschland lebte. Der Typenkreis des Aurignacien findet sich sonst vornehmlich in dem mit den Gletscherablagerungen der letzten Eiszeit gleichaltrigen jüngern Löß. Es ist nur zu bedauern, daß die Dahlemer Artefakte nicht in ursprünglicher Lage sondern nach einem mehr oder weniger langen Transport im Gletscherschutt zutage getreten sind.

Wohl der mächtigste vorgeschichtliche Steingrabbau Bayerns, eine Grabkammer der frühen Bronzezeit, ist jüngst zwischen Königsbrunn und Bobingen im

Bezirk Schwabmünchen entdeckt worden. Die Kammer ist 3 Meter lang und 1 Meter breit und besteht im wesentlichen aus größeren Tuffplatten. Auf dem mit Flachsteinen ausgelegten Boden lagen ein Skelett, ein Bronzedolch und etwas Bronzeschmuck.

Die Ausgrabungen auf dem Schloßberg bei Homburg in der Pfalz haben die Fundament- und Umfassungsmauern einer mächtigen Burg aus dem 10. Jahrhundert freigelegt. An der gleichen Stelle sind früher schon römische Befestigungsanlagen aufgedeckt worden.

Bei Erweiterungsbauten in Elbing ist man auf die Überreste der dortigen Ordensburg gestoßen, von deren Existenz man nur aus schriftlichen Aufzeichnungen wußte. Man fand mächtige Keller, gotische Pfeiler und einen alten Backofen. Die Böden waren zum Teil mit glasierten Tonfliesen belegt. Wahrscheinlich stammt der Bau aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Elbing war von 1251 bis 1309 die Residenz des Landmeisters des Ordens.

Vor kurzem sind ferner an der Schwedenschanze bei Oschwitz, dem beliebten Breslauer Ausflugsort, Ausgrabungen vorgenommen worden. Sie ergaben, daß die Schanze aus vorslawischer Zeit stammt und daß die älteste Kulturschicht der 3. und 4. Bronzeperiode angehört.

In Skotniki bei Krakau ist ein großes vorgeschichtliches Gräberfeld aus der Bronzezeit entdeckt worden. Bisher wurden 44 Gräber untersucht. Sie enthielten zahlreiche gut erhaltene Bestattungsbeigaben, die der sogenannten Lausitzer Kultur angehören. Aus der Gestalt der Urnen läßt sich eine soziale Schichtung deutlich erkennen.

Bei Kanton in China stieß man bei Bauarbeiten auf eine bemerkenswerte Grabanlage aus der Zeit der Chou-, Tsing- und Handynastie, also aus den Jahren 1122 vor bis 196 nach Christus. Darunter befand sich auch das Grab eines Fürsten, das überaus wertvolle Einschlüsse aus weißem Jade enthielt.

Schließlich sei noch die Ausgrabung einer mächtigen Festungsanlage der Zuni-Indianer im westlichen Neumexico erwähnt. Dabei stieß man auf ein ausgedehntes Gräberfeld. Bis jetzt sind 237 Gräber geöffnet und untersucht worden. Als Grabbeigaben fanden sich teilweise überaus kunstvolle Schmuckstücke, Gewänder und Tongefäße mit reichem Ornamentalschmuck. Die Festung wurde 1540 durch Coronado gestürmt.

Kurze Chronik Die britische Akademie der Wissenschaften errichtet in Jerusalem eine Archäologenschule, die speziell der Heranbildung tüchtiger Archäologen dienen soll. Man will vornehmlich die Erforschung altjüdischer, kanaanitischer, griechisch-römischer, byzantinischer, arabischer und mittelalterlicher Altertümer pflegen. Für Mesopotamien ist die Schaffung eines ähnlichen Instituts geplant. ◊ An der Leipziger Universität werden im Zusammenhang mit der Gründung des Instituts für Islam und osteuropäische Geschichte 3 neue Professuren errichtet. Sie sind für allgemeine Islamitik, osteuropäische Geschichte, speziell russische und polnische, und für Balkanwirtschaft und -politik bestimmt. In der sächsischen Ständekammer wurde auch ein Antrag zur Gründung eines Nordosteuropainstituts eingebracht. ◊ Die Versteigerung eines Teils der Akten aus dem Florentiner Mediceerarchiv, die in London stattfinden sollte, ist auf einen Einspruch der italienischen Regierung verboten worden. Die Familie de Medici hatte die wirtschaftsgeschichtlichen Akten ihres Archivs dem italienischen Staat geschenkt und glaubte damit die Erlaubnis zum Verkauf des übrigen Archivbestands erwirkt zu haben. ◊ Der ehemalige russische Außenminister und Geschichtsprofessor an der Petersburger Universität Miljukow soll an einer demnächst in Paris erscheinenden Geschichte der russischen Revolution arbeiten. ◊ Das Großherzogtum Sachsen-Weimar hat ein eigenes Ausgrabungsgesetz, das sich infolge der zahlreichen Funde auf dem Boden dieses Gebiets als notwendig erwiesen hat, angenommen. Es lehnt sich der Hauptsache nach an das preußische Ausgrabungsgesetz an. Nur werden Funde naturwissenschaftlicher Art nicht nur bei Ausgrabungen sondern auch bei Gelegenheitsfunden geschützt. Nach § 8 des neuen Gesetzes ist der Staat berechtigt die Ablieferung eines Gegenstands zu verlangen; doch kann er die Erwerbsermächtigung einer Gemeinde oder einem wissenschaftlichen Institut übertragen.

KUNST

Bühnenkunst / Nora Zeppler

Theorie der Schauspielkunst Die Kunst Max Pallenbergs hat Hellmuth Falkenfeld veranlaßt eine Untersuchung über die Probleme der

Schauspielkunst vorzunehmen (Vom Sinn der Schauspielkunst /Berlin, Felix Lehmann/). Falkenfeld definiert den Schauspieler als den »Geist tragenden« Künstler im Unterschied zum »Geist schaffenden« Dichter; das Besagte, das Geistige des dichterischen Werkes werde vom Schauspieler durch das Medium seines Körpers ins Räumlich-Sinnliche übertragen, der Darsteller sei also der Vermittler zwischen den beiden Elementen des Theatralischen: der Seele und des Raumes. Der schauspielerische Schaffensprozeß ist für Falkenfeld trotz dieser Vermittlungsrolle des Darstellers durchaus nicht reproduktiv, vielmehr dem dichterischen Prozeß eng verwandt, weil der Schauspieler an die Gestaltung seiner Geschöpfe genau wie der Dichter selbst von ihren psychischen Wurzeln heranzugehen habe, im Gegensatz zum Aufnehmenden, der vom Resultat dieses Prozesses, von dem fertig komponierten und ins Räumliche übersetzten Werk selbst, an die seelischen Wurzeln der Geschehnisse geführt werden müsse. (Hier hat der Autor nicht zu Ende gedacht. Denn auch der Aufnehmende, sofern er das Werk wirklich erfaßt, erschafft sich sein Bild wie der Künstler selbst von den psychischen Wurzeln aus. Gewiß gibt es auch bloße Konsumenten, die willenlos rezipieren. Aber das ist, wie im Wirtschaftlichen, so auch im Künstlerischen der wertlose Teil. Man muß das Produktive durchweg als Sinn und Aufgabe erkennen.) Die produktive Wesenheit des schauspielerischen Schaffens zeigt sich, wie Falkenfeld sehr zutreffend darlegt, auch darin, daß der ideale Typ des Schauspielers durch seine Fähigkeit charakterisiert sei auch an einer verunglückten oder wertlosen dichterischen Vorlage die vom Autor beabsichtigte oder die jedenfalls mögliche Vollendung der Gestalt herauszuspüren und sie kraft eigener Genialität zu realisieren; daß ferner der Darsteller außer der Arbeit verstehender Gestaltung noch die des Umschaffens ins Räumliche vornehme.

Falkenfeld legt in ausgezeichneter Weise das Wesen der schauspielerischen Intuition bloß, wenn er einer bei Menschen nicht schauspielerischen Empfindens verbreiteten Ansicht entgegentritt, der Darsteller müsse, um eine Gestalt zu verlebendigen, diese Gestalt im literarisch-logischen Sinn verstehen, also eine bestimmte *Auffassung* von ihr und ihrer Bedeutung im Werk haben. »Die Auffassung, die wir dem wahren Schauspie-

ler zuschreiben, ist nichts als die Auffassung, die sich in uns bildete, da wir sein einheitlich gelungenes Raumbild mit einem geistigen Zusammenhang versahen.« Und gleich darauf folgt eine wichtige Erkenntnis: »Darin beruht die eigentümliche Naivetät aller echten Schauspielkunst: Der Schauspieler muß die Wurzeln der Personen verstehen, um sie zu einem vollendeten Organismus ausbauen zu können, aber dies Verstehen kann ganz unbewußt an die Quellen der schöpferischen Kräfte heranreichen; eine literarische Auffassung und eine formale Einsicht in das Logische und Psychologische der Dichtung kann ihm ganz und gar fehlen.« Diese Feststellung enthält mit völliger Klarheit die eigentümliche Tatsache, daß oft intellektuell ganz tiefstehende Menschen unter den Darstellern die Fähigkeit haben, weit mehr als der sogenannte denkende Schauspieler, komplizierte Gestalten zu erleben und sichtbar zu machen. Denn der Schaffensprozeß des Schauspielers spielt sich eben wirklich jenseits aller Bewußtheit im gänzlich Triebhaften ab, und dort existiert wohl die Möglichkeit, daß die Empfindung selbst eine Intelligenz außerhalb des Intellekts besitzt.

Der Kern der Falkenfeldschen Schrift besteht nun darin: Alle bisher existierende Schauspielkunst, eben jener Dienst am Werk des Autors das Seelische der Vorlage ins Räumliche zu übertragen, sei nur unter der Voraussetzung möglich gewesen, daß Seelisches überhaupt körperlich-räumlich ausgedrückt werden könne, daß also Seele und Körper kommensurable Größen seien. Das gänzlich Neuartige, von aller früheren Darstellungskunst Abweichende der Kunst Pallenbergs beruhe in dieses Schauspielers tiefphilosophischer (freilich unbewußter) Erkenntnis, der er wie sich selbst nun auch das Werk des Dichters dienstbar mache: Seele und Körper seien prinzipiell gegensätzlich, aus verschiedenen, einander feindlichen Welten stammend, und folglich der Körper zum wahrhaften Ausdrücken der Seele ein untaugliches Instrument. Die bisher vorhandene Schauspielkunst habe die Seele »trotz des Körpers darzustellen« gewußt, indem sie das »rein Körperliche am Körper« mit Wissen und Willen verwischte, den Körper entmaterialisierte und von ihm weg auf den Geist hinwies. Pallenberg aber strebe im Gegenteil danach alle materiellen, seeleneindlichen Eigenschaften des Körpers (und der ja gleichfalls im Körperlichen wurzelnden

Sprache) zu betonen, seinen Körper »in seinen ungefügigen, zähen, widerspenstigen, ausdrucksfeindlichen Eigenschaften zu erziehen . . . der Seele zuliebe«. So deutet Falkenfeld die spezifische Pallenbergsche Komik der scheinbaren Überreibungen an Sprach- und Körperverwirrung (etwas übertrieben) als den Ausdruck der Unfähigkeit des Körpers die Forderungen und Gesetze der innewohnenden Seele mit denen des umwohnenden Raums in Einklang zu bringen. Nun ist Falkenfelds Idee so weit sicherlich richtig, als Körper und Seele so verschieden von einander sind wie Endlichkeit und Unendlichkeit; daraus ist sein Protest gegen den Körper zu verstehen, da alles, was er ihm vorwirft, gerade die Merkmale seiner Endlichkeit sind. Aber das könnte man, wie gegen die Schauspielkunst, gegen jede Form der Produktion überhaupt, auch gegen die scheinbar reinst geistige, einwenden. Denn nicht allein der Sinneseindruck, auch die Umsetzung der Intuition in den im Wort gefaßten Gedanken ist, ideal betrachtet, schon nicht mehr genau, da auch das gedachte Wort im Gegensatz zur Unendlichkeit der Inspiration bereits ein Endliches, Umgrenztes vorstellt, es sich also in dem Abstrich gegenüber dem Ideal immer nur um Gradunterschiede handelt. Dieser Zwiespalt jedoch ist für uns eben nur ideell vorhanden, nicht aber konkret. Der rätselhafte Zusammenhang zwischen Endlichem und Unendlichem in allem Lebenden ist nun einmal Tatsache; wir sind einmal unlöslich an das Endliche gebunden, da jeder Eindruck der umgebenden Welt durch das Medium des Sinnlichen an unsere Seele herandrängt. Daher bleibt, wie übrigens Falkenfeld selbst an einer Stelle seiner Schrift unzweideutig bestätigt, innerhalb der Wechselwirkung von Körper und Seele der Körper unbedingt eine Funktion der Seele und ist ihr dadurch ein höchst feinfühliges Instrument, das auch ihre feineren Schriftzüge aufzunehmen vermag. So trifft auch der Vorwurf nicht zu, der Körper habe für reiche Skalen seelischen Gefühls nur einen monotonen, konformen Ausdruck. Dieser Ausdruck scheint nur gleichförmig, ist aber bei genauer Wahrnehmung sehr differenziert. Wie differenziert er sein kann, das zeigt sich gerade an dem Beispiel Pallenbergs, der ja auch die spezifischen, einmaligen Formeln seines Körpers anwendet, wenn er (nach Falkenfelds Behauptung) anstatt von diesem weg gerade auf ihn hinlenkt, durch den ge-

wollten Gegensatz zur Seele diese freilegt. Was will das anderes heißen, als daß er (sehr originell und kompliziert) durch eine scheinbare Inkongruenz eine Kongruenz herstellt oder quasi nur die negative Form der generell gleichen Methode aller Darsteller anwendet Seele durch Körper zu übertragen? Nun erscheint mir aber außerdem diese ganze, sicherlich geistreiche, Analyse der Pallenbergschen Kunst überhaupt unzutreffend, ich vermag in dem (auch von mir höchst bewunderten) Darsteller eine solche Sonderheit der Ausdrucksform nicht zu sehen. Um seine Ansicht über die Neuartigkeit der Pallenbergschen Kunst zu erhärten, verfährt sich Falkenfeld bei der weitern Analyse der Pallenbergschen Spielweise in der Behauptung, kein Schauspieler vor ihm habe in einer Gestalt mehr als ihren Charakter, das heißt als die Summe derjenigen Eigenschaften gezeichnet, die im »räumlich-
endlichen Leben« wirklich zur Entwicklung gelangt sind; erst Pallenbergs Genie habe die Seele des Menschen, nämlich ihr Unendliches an Möglichkeiten psychischer Expansion, entdeckt. So geistvoll diese Falkenfeldsche Gegenüberstellung von Seele und Charakter als Potentialität und Aktualität ist (damit hängt wohl auch die häufig vorhandene eigentümliche Inkongruenz der geistig unbedeutenden Privatperson eines Schauspielers und seiner tiefgreifenden Gestaltungskraft zusammen), so sicher ist auch der Ausdruck eben dieser Tatsache von jeher das einzige Kriterium großer und tiefer Schauspielkunst wie auch das der Dichtkunst gewesen, weil die zum mindesten unbewußte Ahnung davon erst unsere Menschlichkeit ausmacht.

Offenbachstil Das Charlottenburger Deutsche Opernhaus hat neuerdings Orpheus in der Unterwelt und Die schöne Helena herausgebracht. Diese Neueinstudierungen sind durch ihre Vorzüge und Schwächen sehr aufhellend zur Antwort auf die Frage nach dem richtigen Stil für diese Werke. Ihr Hauptvorzug besteht schon allein in der Tatsache, daß hier ein Opernhaus, keine Operettenbühne, die Aufführung besorgt hat. Denn wenn man sich über die Wesensart der Offenbachschen Burlesken klar geworden ist, erkennt man ihren fundamentalen Gegensatz zur Operette. Die Operette hat für den Ernst des Gefühls von vornherein nicht Platz, wurzelt vielmehr im Gebiet des absolut Komischen (was natürlich sogenannte ernste Einlagen nicht

hindert); das Charakteristische der Burleske Offenbachs ist aber gerade der Ursprung ihrer Heiterkeit aus der Umkehrung des Ernstes; der hier durchaus vorhandene Ernst wird mit einer atemlosen Volte auf den Kopf gestellt, und ebenso blitzschnell springt der Scherz in Ernst über, so daß die Musik selbst außerstande scheint das momentane Gesicht dieses ihres Antipodenwesens zu unterscheiden. Hierin beruht die alles verlachende Überlegenheit dieser Musik, die aus dem dunklen Hintergrund einer gedehnten, sehnsüchtigen Melodie, eines tragisch wuchtenden Akkordes plötzlich toll gewordene Rhythmen unerhört aufreizend hervorschleudert. Aus dieser Seele der Offenbachschen Komik erhellt der Aufführungsstil von selbst: auch er muß das nämliche undefinierbare Gemisch von Ernst und Ironie besitzen, ein Ineinander von weihevолlem erotischen Gefühl und Faunslächeln. Aus dieser Mischung entspringt die enorme übermüthige Laszivität, deren Fehlen in einer Aufführung das Ganze entwürzt, verbürgerlicht. Auf welche Weise das darstellerisch gemacht werden soll, das läßt sich freilich unmöglich mit Worten angeben; die Darstellungskunst muß eben aus den jeweiligen speziellen Eigenschaften der Körper ihren jeweiligen Ausdruck schöpfen. Darum kann man nur den Geist selbst eines Werkes klarlegen und daraus die Fehler einer Darstellung feststellen. Der Hauptfehler der Aufführung des Deutschen Opernhauses ist ihre korrekte Sittlichkeit; sie kommt aus dem an sich richtigen Bestreben der Regie nicht ins Operettenhafte zu verfallen; man ist deshalb in der Schönen Helena nur mit krampfhafter Feierlichkeit lustig, gibt allzusehr große Oper mit Rezitativen und wird, wo man endlich launisch sprühen will, mitunter albern. Selbst in der Maske und im Gebaren der Griechenhelden wird der (einzig richtige) Daumierstil nicht durchgeführt sondern durch deplacierte moderne Einlagen ersetzt. Dabei hat die Spielleitung sehr glückliche Einfälle; zum Beispiel die olympische Rutschbahn zum Styx in dem überhaupt mit weit mehr Verve und Temperament gegebenen Orpheus. Aber in der Schönen Helena, welche unangebrachte Tugend in der Kostümierung und Umgebung dieser verführerischen Dame! Ein wenig greift der korrekte Anstand auf der Bühne auch auf das Orchester über, das mitunter mehr cancanistischen Schwung entfesseln könnte. Nur Hertha Stolzenbergs bezaubernde Eurydike mit ihrem

erotischen Stimmklang und ihrem sinnlich-girrenden Lachen ist ganz und gar offenbachisch.

Die schlechthin ideale Darstellerin Offenbachschen Geistes (ihr männlicher Partner Giampietro ist nicht mehr am Leben) heißt auf unseren Bühnen Fritzzi Massary, die einmal die Helena und vor kurzem die Großherzogin von Gerolstein war. Diese Heroine der Soubretten besitzt im höchsten Grad jene Gabe des auf tragischem Grund entsprossenen ironischen Ernstes oder der ernsthaften Ironie; sie hat eine geniale Art aus einem beiläufig hingeworfenen Wort einen gewagten Doppelsinn mit graziöser und geistvoller Frechheit durchklingen zu lassen; über ihrer Erscheinung liegt eine faszinierende Pikanterie; ihre Kunst, durch und durch musikalisch, ist schillernd wie ein Prisma und geladen mit einem funkenwirbelnden, in elektrischem Rhythmus rasenden Temperament, das sich durch eine brillante, jedem Impuls untertane Technik frei entfalten kann. Ihre Großherzogin von Gerolstein (im Berliner Metropoltheater) war ein ganz seltenes Ereignis künstlerischer Vollkommenheit. Die übrige Darstellung stand damals leider auf dem traurig-niedrigen Niveau des gewöhnlichen Operettenensembles, dem für den Geist Offenbachs von vornherein das seelische Organ sowohl wie das technisch-künstlerische Können fehlt, das deshalb den negierenden Witz der Burleske ins Trivial-Zotige verkehrt und die Musik als *quantité négligeable* behandelt. Die Musik aber muß bei jeder Offenbachdarstellung das Primäre bleiben, und deshalb wird überhaupt nur eine Opernbühne mit ihrem musikalisch kultivierten Orchester und ihren gesangstechnisch geschulten Darstellungskräften die Vorbereitungen für die Aufführung dieser Werke erfüllen. Auch die (geistig oft gewiß sehr reizvolle) Aufführung durch Wortbühnen ist aus dem Grund der musikalischen Unzulänglichkeit abzulehnen.

Frank Bruno Franks Schauspiel
Die Schwestern und
der Fremde, das im

Theater in der Königgrätzer Straße gegeben wurde, hat folgendes Thema: Es gibt Menschen, die nicht empfinden, sich selbst nicht aufgeben, an eine andere Kreatur hingeben können; sie stehen außerhalb der Schöpfung. Diese Erkenntnis erfüllt das Schauspiel mit einer unverrückbaren, klaglosen Trauer. Ein Drama ist das Ganze freilich nicht, vielmehr ein schwermütiges, lyrisches

Gedicht, dem die Zartheit und Versonnenheit der Frankschen Empfindung den Farbenreiz geben. Man wird manchmal an Schnitzler erinnert, mit dem Frank das etwas Zaghafte des Gefühls und, darin wurzelnd, eine gewisse kleidsam-geistreiche Skepsis teilt. Abel entfaltet in der Rolle des Liebe weckenden, liebesunfähigen Mannes seinen melancholischen, vibrierenden Charme, hinter dem, wie geschaffen für diese Gestalt, ein irgendwie Abwesendes, Unbeteiligtes mitunter aufzuckt; die Selbstentblößung des Helden war von schneidender Eisigkeit. Erika Glaebner als die kranke Braut verkörperte unmittelbar strömende Liebeshingabe durch kühlst bewußte Koketterie. Dagegen fand Rose Veldtkirch für die gesunde Schwester innerliche Töne, nur muß sie sich abgewöhnten Seelenkampf durch Umbildung jedes a in ein o zu dokumentieren.

So schön wie dies Schauspiel, so unbedeutend ist des nämlichen Autors auf einer fragmentarischen Dostojewskij-novelle aufgebautes Lustspiel Bibikow. Diese nicht sehr geschmackvoll erotisch gefärbte, auch nicht lustige Komödie ist eine Entgleisung des so eigenartigen Schriftstellers. Immerhin gibt sie Pallenberg Gelegenheit die urkommische Verzweiflung eines vom Eifersuchtsparoxysmus Befallenen genial zu entfalten. Es ist bezwingend lächerlich, wie diese gedrungene kleine Figur von der Gewalt ihres Entsetzens herumgeschleudert wird und jeden Augenblick zu explodieren scheint, wie der Aufruhr seiner Seele den korrekten ehrenwerten Bürger lauter unzusammenhängendes, widerspruchsvolles Zeug immer von neuem beschwörend herausbrüllen läßt. Sehr häufig erscheint mir allerdings die Angewohnheit der unendlichen Wiederholung eines netten Einfalls als gar nicht im Falkenfeldschen Sinn philosophisches, vielmehr ganz simples Übertreiben. Einen ergreifenden Moment innern Menschengefühls gibt Pallenberg, wenn sein Bibikow, von einer Liebesaufmerksamkeit seiner Frau tief gerührt, fassungslos und hilflos vor Glück, stammelnd vor ihr niedersinkt.

**Junges
Deutschland** Das Junge Deutschland brachte als letzte Veranstaltung dieser Spielzeit die

Aufführung zweier Einakter von Werfel und Koffka und eine Vorlesung jüngster Autoren. Der Ertrag, den die Gesellschaft nach dem ersten Winter ihres Bestehens vorweisen kann, ist recht kärglich. Man hatte sich zusammengetan,

um für die Jugend der Dichtung zu kämpfen. In Wirklichkeit beschränkt sich das Resultat dieses Kampfes vorerst auf ganze 4 Aufführungen, von denen 2 Werken galten, die bereits vorher außerhalb Berlins gegeben worden waren. Und diese geringe Arbeitssumme kam auch nur nach langwierigem Hin und Her zustande. Die bedeutungsvoll angekündigte Tätigkeit der Gesellschaft verpufft ins Planlose, genau wie die Hälfte der von ihr propagierten Werke selbst verpuffte, ohne einen irgendwie gerichteten tiefern Eindruck zu hinterlassen.

Man weiß heute noch nicht, welche literarische Richtung sich in den gespielten Dramen eigentlich ausdrückt, und die beiden zuletzt gegebenen Stücke von Werfel und Koffka werden darüber keinen Aufschluß erteilen. Franz Werfels Besuch aus dem Elysium, ein Gespräch eines Toten mit einer Lebendigen, rühmt die unerfüllbare Allsehnsucht, das Ideal schlechthin, als des Lebens reichstes Geschenk, weil darin allein die Quelle aller Offenbarung und Tat liege. Diese Verkündigung hat einen Höhepunkt von feurigem und befeuerndem Schwung. Aber plötzlich wird dann das Gegenteil behauptet und das Leben selbst als des Lebens bester Besitz gepriesen. Man behält das Gefühl zurück einem schönen, aber wesenlosen Spiel mit Worten beigewohnt zu haben. Konrad Veidt, der ein sehr klangvolles Organ besitzt, gab den toten Besucher mit aller blassen Geisterhaftigkeit in Gestalt und Ton, dabei von lebendiger Inbrunst durchglüht, während Marija Leiko für die Beseligung der Frau nicht mehr als schablonenhaften Ausdruck fand. In Friedrich Koffkas Kain ist das Interessante, daß der Brudermord mehr noch der Empörung über Abels Sünden der Gedankenlosigkeit entspringt als der (ethisch verwerflichen) Bitterkeit über das eigene Zurückgesetztsein, die freilich bei diesem Kain, einem Menschen von gänzlicher Willensschwäche, ebenfalls ein erhebliches Motiv seiner Tat ausmacht. An dem Riesenvorwurf der Bibel oder an Byron gemessen bleibt dieses Drama das Produkt eines feinfühligsten, aber etwas blutlosen Nachkommen. Ernst Deutsch, unheimlich hohlwändig, gekrümmt und fieberisch blickend, hatte als Kain eine aus dem Innern hervorbrechende Wucht. Hermann Thimig als Abel gab mehr treuherzige Frische als sieghafte Blondheit. Aus der Vorlesung, in der 4 Dichter zu Wort kamen, 2 davon auch als Interpre-

ten ihrer Werke, bekam man wenig Eindruck, weil nur abgerissene Bruchstücke gelesen wurden. Ihre Aufgabe den jungen Künstlern von der Misere ihrer nicht beachteten Buchdramen wegzuhelfen und ihnen das Publikum zuzuführen wird die Gesellschaft also mit derlei Darbietungen nicht gerecht. Otto Krauß las aus seiner Verstragödie Francesca und Paolo, Maria Fein und Hermann Thimig sprachen eine Szene aus Walter Eidlitz' Bettina, Ludwig Wüllner die Befreiung des Oidipus von Rudolf Pannwitz, das einzige vollständig gebotene Werk, und Gustav von Wangenheim, anscheinend eine starke schauspielerische Begabung, Stellen aus seinem gegen den Krieg gerichteten Drama.

Kurze Chronik Das Kieler Literaturwissenschaftliche Seminar, geleitet von Eugen Wolff, das als einziges Universitätsinstitut Deutschlands eine Abteilung für Theaterwissenschaft besitzt, soll durch eine dort in der Gründung begriffene Gesellschaft für Theater und Literatur finanziell und geistig weiter ausgestattet werden. ◊ Warm zu begrüßen ist der Plan der Salzburger Mozartfreunde durch eine zu diesem Zweck gegründete Salzburger Festspielhausgemeinde dort ein Mozartfestspielhaus zu errichten (siehe die Rundschau Musik, 1918 I, Seite 658), das in erster Linie vollendeten Aufführungen der lange nicht genügend gespielten Mozartschen Werke, dann aber auch anderen Meisterwerken der Opernkunst mit Ausnahme der der Bayreuther Pflege vorbehaltenen Wagnerschen dienen soll. Dem Verein hat sich die Wiener Gesellschaft der Musikfreunde bereits angeschlossen. ◊ Unter dem Namen Schweizerische Kammerspiele will eine Züricher Vereinigung bedeutende neue, andernorts zurzeit nicht darstellbare Bühnenwerke zur Uraufführung bringen. ◊ Ein baltisches Nationaltheater wird in Walk errichtet. Zur Aufführung sollen vor allem lettische Stücke kommen.

Literatur Zum Kunst- und Idealtheater! heißt eine Broschüre, in der ein Schauspieler Theo Modes, mit richtigem Verständnis für die Art der Aufgabe, über die Voraussetzungen zur Schaffung eines Idealtheaters spricht /Leipzig, Breitkopf & Härtel/. Nur daß er leider auch das Ideal erreichen zu können glaubt,

indem er seine Notwendigkeit feststellt. Jedermann hält mit ihm den idealen Direktor, Regisseur und Schauspieler mit dem absoluten Kunstgefühl für praktischer und besser als jeden andern, aber herbeibringen läßt er sich leider ebensowenig wie der vollendete Kritiker. Von Wert ist dagegen Modes' Idee der Schaffung einer rein künstlerischen Theaterbehörde aus den kulturell interessiertesten Kreisen der Stadt neben der geschäftlichen. \diamond Unter dem Titel *Unsere Jüngsten* läßt der Verlag Oesterheld in Berlin, zum Zweck der Förderung der dramatischen Talente bei Bühne und Publikum, eine Sammlung der neuesten dramatischen Literatur erscheinen.

KULTUR

Verkehr / Felix Linke

Tunnelbau Der Plan eines Eisenbahntunnels unter dem Sund von Malmö nach Kopenhagen ist technisch vollständig ausgearbeitet. Schon vor Kriegsausbruch war es dem Urheber des Planes, Ohrt, gelungen eine Gruppe von Geldgebern dafür zu gewinnen. Durch die Zeitverhältnisse kam die Ausführung zum Stillstand, jetzt sollen die Verhandlungen aber wieder aufgenommen werden. Der Tunnel soll auf dänischer Seite bei der Insel Amager bei Kopenhagen beginnen und aus 2 Teilen bestehen. Der erste Teil führt von Amager zur Insel Saltholm, 5 Kilometer weit; von hier aus durchquert die Linie die Insel. Von der östlichen Seite führt der zweite Tunnel nach dem schwedischen Küstenort Limmkamm dicht bei Malmö. Die Gesamtlänge der Tunnelstrecke soll 36 Kilometer betragen. Die Baukosten sind auf etwa 100 Millionen Mark veranschlagt.

In Kopenhagen ist eine unterirdisch geführte Eisenbahnstrecke nun vollendet und dem Verkehr übergeben worden. Sie führt vom Osterbrobahnhof zum Vesterbrobahnhof und ist etwas über 3 Kilometer lang. Die Kosten betragen im ganzen 7 Millionen Mark (nach dem Friedenskurs). 1,5 Kilometer liegen im geschlossenen Tunnel. Die Untergrundstrecke soll auch dem Orts-schnellverkehr dienen und die Verbindung mit den nördlichen Nachbarbahnhöfen bis nach Helsingör hin verbessern. Welche Erleichterung wäre es für den Berliner Verkehr gewesen, wenn die lange vor dem Krieg geforderte Tunnelverbindung der Stettiner, Pots-

damer und Anhalter Bahnhöfe ausgeführt worden wäre. Nicht allein der Straßenbahn- sondern auch der gesamte Eisenbahnd- und -durchgangsverkehr würde sich jetzt viel schneller, einfacher, zuverlässiger, billiger und volkswirtschaftlich sparsamer abwickeln.

Brückenbau Die Brücke über das Hollandsche Diep bei Mordijk, die zwischen Villesdorp und Lage Zwaluwe über den südlichsten und breitesten Arm der Rhein-Maas-Mündung führt, soll 2gleisig ausgebaut werden. Diese größte Brücke Hollands besteht aus 14 Öffnungen mit je 104 Meter Spannweite und ist insgesamt 1479 Meter lang. Sie wurde in den Jahren 1863 bis 1868 mit einem Kostenaufwand von 9 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark erbaut. Da sie nur 1gleisig ist, kann sie den Bedürfnissen des gesteigerten Verkehrs schon seit langem nicht mehr genügen. Um die Störungen für die Schifffahrt zu beseitigen, soll auf alle Fälle die alte Brücke höhergelegt werden. Der Plan einer Brücke zwischen Ceylon und Vorderindien beschäftigt wieder die englische Technikwelt. Zwischen die Südostküste Vorderindiens und die Nordwestseite Ceylons sind mehrere größere Inseln gelagert, die je nach dem Wasserstand unter oder über der Meeresfläche liegen. Zum Teil sind diese Inseln schon mit einander verbunden; so wurde im Jahr 1914 die Pampastraße durch einen Viadukt überspannt, der für größere Schiffe geöffnet werden kann. Ganz offen ist die Strecke noch zwischen den Inseln Manar und Rameswaram. Hier verkehrt eine Fähre. Nach der Meinung einer Gruppe soll nun hier ein vollständiger, überall geschlossener Damm errichtet werden. Andere sind dagegen der Ansicht, daß ein solcher Damm durch die Ost- und Südwestmonsune geschädigt und gefährdet werden würde; sie schlagen deshalb eine Anlage vor, die zum Teil aus festen Deichen, zum Teil aus Brücken besteht. Eine hölzerne Dreigelenkbrücke von 46 Meter Spannweite wurde auf der Staatsstraße San Francisco-Eureka zur Überbrückung des Rock Creek im nördlichen Mendocinogebiet erbaut. Man entschloß sich Holz als Baustoff zu verwenden, weil die Beförderung von Eisen große Schwierigkeiten gemacht hätte und Beton wegen des Mangels an geeignetem Sand oder Kies ebenfalls kaum in Frage kam. Die Brückenfahrbahn ist 5,5 Meter breit.

Motorwagen Die Verwendung von Steinkohlengas zum Betrieb von Kraftwagen bürgert sich in England immer mehr ein. Über 4500 Kraftwagen sind zum Gasbetrieb übergegangen und benutzen zum Aufspeichern des Brennstoffs unstarre Gasbehälter. Weitere 2500 Gasbehälter für Geschäftswagen sind in Auftrag gegeben und sollen in den nächsten Monaten fertiggestellt werden. Nur 4 % aller dieser Wagen befinden sich in privatem Besitz, und in Zukunft dürfen Aufträge für derartige Wagen nicht mehr ausgeführt werden. Durch den Gasbetrieb sollen jährlich schätzungsweise 13500000 Liter Benzin erspart werden.

Der Gemeinderat von Paris beschloß im vergangenen Jahr 200 Lastkraftwagen zu bestellen, von denen 100 für 3,5 Tonnen bei Fiat in Italien und 100 für 5 Tonnen bei Pierce-Arrow in den Vereinigten Staaten in Auftrag gegeben wurden. 125 Wagen sind bisher geliefert worden. Ein Drittel davon wird zur Müllabfuhr, ein weiteres Drittel zum Transport von Lebensmitteln verwendet; zahlreiche Lastwagen sind auch als Straßenkehrmaschinen im Gebrauch. Die Bedienung besteht zum größten Teil aus Frauen, mit deren Leistungen die Stadtverwaltung sehr zufrieden sein soll.

Drahtlose Telegraphie

Ende vorigen Jahres wurde in Cachendo bei Arequipa im südlichen Teil Perus eine nach dem Telefunkenverfahren erbaute drahtlose Sendestelle eingeweiht. Die Einrichtungen dafür waren noch vor Kriegsausbruch von der Telefunken-Gesellschaft an die peruanische Regierung geliefert worden. Der Ort Cachendo liegt in der Nähe der Küste des Stillen Ozeans. Die Sendestelle mit 7,5 Kilowatt Antennenenergie steht sowohl mit der 700 Kilometer entfernten Hauptstadt des Landes Lima als auch mit dem bedeutenden Verkehrsmittelpunkt Iquitos am Amazonasstrom in 1500 Kilometer Entfernung in Verbindung. Zwischen der Sendestelle und dem letztgenannten Ort liegt der Gebirgszug der Anden mit mittleren Höhen von 6000 Meter im Weg der Wellen, so daß es sich bei der Aufnahme von Funkentelegrammen um sehr schwierige Verhältnisse handelt. Die Verbindung mit Lima ermöglicht auch über die Telefunkenstelle Manaos am Amazonasstrom den Verkehr mit der Sendestelle Para an der Mündung dieses Stroms in den Atlantischen Ozean über eine Strecke von mehr als 3300 Kilometer. Hierdurch wird der Stille mit

dem Atlantischen Ozean auf drahtlosem Weg verbunden. Die Sendestelle Cachendo steht ferner in funkentelegraphischem Verkehr mit allen Telefunkenstellen in den Republiken Bolivia, Chile, Argentinien, Paraguay, Uruguay, Brasilien usw., die sich innerhalb 2200 Kilometer Reichweite befinden. Später soll Cachendo noch mit einer Reihe von neu zu erbauenden Telefunkenstellen verbunden werden, von denen 4, für die ebenfalls bereits vor dem Krieg die Einrichtungen geliefert werden konnten, noch in diesem Jahr fertiggestellt werden sollen. Wie wichtig die Funkentelegraphie besonders für die Erschließung Südamerikas ist, erkennt man aus der Tatsache, daß in Peru die Post für den Hin- und Rückweg von der Hauptstadt des Landes bis zu manchen kleinen Orten des Binnenlandes 3 bis 4 Monate braucht. Dazu kommt, daß Telegraphenlinien bei den häufigen Unwettern in den Anden und bei dem Pflanzenwuchs in den Urwäldern immer wieder der Zerstörung ausgesetzt sind. Die Tätigkeit der Sendestelle hat sich als viel umfassender herausgestellt als man ursprünglich angenommen hatte. Die Sendestelle Cachendo wird die Hauptstadt des Landes auch mit den Orten des südlichen Binnenlandes verbinden und so ein wichtiges Mittel für die Entwicklung der Industrie und des Handels werden.

Straßenbahn-paketpost

In Berlin wurde der Paketpostverkehr durch die Straßenbahn auf den Anschlußgleisen zur Postladestelle am Stettiner Bahnhof aufgenommen. Das brachte eine wesentliche Entlastung mit sich, weil die Beförderung bedeutend rascher wurde und die Reklamationen sich stark verminderten, deren Erledigung viel Zeit in Anspruch nimmt. Durch die jetzt bestehenden Anschlüsse werden täglich 200 000 Pakete befördert, das ist ein Drittel mehr als im Frieden. Der Straßenbahngüterverkehr der Post soll, nachdem alle Anschlüsse in Berlin hergestellt und in Betrieb genommen sind, auch auf eine größere Zahl von Vorortpostämtern ausgedehnt werden. Für diese neuen Anschlüsse sind die Vorarbeiten vollendet. Zunächst hat man mit dem Bau der Anschlüsse für das Hauptpostamt Charlottenburg begonnen. Auch der Bau eines Anschlusses nach dem Steglitzer Postamt kann schon in nächster Zeit angefangen werden. Ferner sollen die Postämter in Tempelhof, Neukölln, Pankow mit Straßenbahnanschlüssen versehen werden.

Straßenbahnhaltestellen Die während des Krieges allerorten bewirkte Einziehung von Straßenbahnhaltestellen, die im Publikum mit Recht viel böses Blut gemacht hat, ist von A. Müller /Preßburg/ in Elektrotechnik und Maschinenbau zum Gegenstand einer eingehenden, zum Teil mathematisch durchgeführten Untersuchung gemacht worden. Es geht daraus hervor, daß die allgemeine Einführung eines größeren als des bisher üblichen Haltestellenabstands nicht nur eine Verbilligung des Betriebs sondern auch eine raschere Abwicklung des Verkehrs bewirkt. Für Berliner Verhältnisse erscheint ein mittlerer Abstand von 600 bis 650 Meter zwischen den einzelnen Haltestellen, für Wiener Verhältnisse ein solcher von 500 Meter als praktisch zulässiger Durchschnittswert. Dazu ist jedoch folgendes zu bemerken: Es kommt durchaus nicht allein darauf an, daß der Verkehr sich möglichst rasch abwickelt und sich für den Unternehmer so billig wie möglich stellt. In erster Linie sind vielmehr die Bedürfnisse der Bewohner zu berücksichtigen, die sich keinesfalls mit den ökonomischen Interessen des Unternehmers decken. Der bedeutende Vorzug der Straßenbahnen gegenüber der Hoch- oder Untergrundbahn besteht eben darin, daß man Haltestellen in weit geringeren Abständen einrichten kann, so daß die Bahn auch auf kurzen Strecken mit Vorteil benutzbar ist. Dabei müssen natürlich die Wagen rasch auf einander folgen; sonst hebt die lange Wartedauer jenen Vorzug wieder auf. Läßt man eine Schnellbahn zu oft halten, so wird die Beförderungsschnelligkeit damit illusorisch. Aus dem gleichen Grund darf auch hier die Zugfolge nicht zu gering sein. Bei richtigem Betrieb bilden also Schnellbahnen und Straßenbahnen in einer großen Stadt keine Konkurrenz für einander, sie ergänzen sich vielmehr gegenseitig. Zur Zurücklegung größerer Fahrstrecken dient die Schnellbahn, während die Straßenbahn den Nahverkehr von Straße zu Straße zu übernehmen hat. Deshalb ist bei einem richtig verteilten Netz von Schnell- und Straßenbahnen bei den Straßenbahnen die Linienführung nicht von gleicher Wichtigkeit wie bei den Schnellbahnen; ganz verschiedene Grundsätze sind überhaupt für beide aufzustellen. Die Bedingung dazu wäre jedoch, daß eine einheitliche Leitung Bau und Betrieb beider Bahnarten zu bestimmen hätte. In Berlin wäre das die Aufgabe der

Großberliner Verwaltung, also eines Gebildes, das freilich erst noch zu schaffen ist; vorerst des Zweckverbands. Zu der Haltestellenfrage selbst ist noch zu bemerken, daß eine allgemeine Vorschrift, ob der Wagen vor oder hinter einer Straßenkreuzung halten solle, gar nicht gegeben werden kann. Hier muß von Fall zu Fall entschieden werden; es kommt darauf an, ob auch Linien aus Seitenstraßen an den fraglichen Punkt geleitet oder von ihm in Seitenstraßen abgezweigt werden. Im übrigen ist ein bestimmtes Haltestellensystem auch überflüssig, da ja jede Haltestelle durch ein Schild kenntlich gemacht wird.

Berlin An der allgemeinen Fahrpreiserhöhung der Großverkehrsunternehmungen haben nunmehr auch die privaten Verkehrsunternehmen teilgenommen. In Berlin haben nur die städtischen Bahnen vorläufig noch die alten Preise beibehalten. Alle übrigen Berliner Verkehrsbetriebe sind bereits zu einer Erhöhung geschritten. Die Hoch- und Untergrundbahn hat die Fahrten um etwa 35 bis 50 % verteuert. Der Durchschnittspreis einer Fahrt in der 3. Klasse betrug früher 13 Pfennig, wovon der Hauptanteil auf die 10- und 15 Pfennig-Karten entfiel. Diese wurden auf 15 und 20 Pfennig erhöht. In gleicher Weise wurden die Preise der Karten 2. Klasse gesteigert. Dadurch, daß die Fahrgäste jetzt mehr denn je zusammengepfercht werden, erhöht sich naturgemäß noch der Ertrag jeder Zugfahrt. Die Große Berliner Straßenbahn nahm eine Preiserhöhung auf Grund einer Bestimmung des Verkehrssteuergesetzes vor, nach der der Straßenbahnunternehmer berechtigt ist die verauslagte Verkehrssteuer in Form eines Zuschlags zu dem alten Fahrpreis aufzubringen. Die Verteuerung wäre also zum 1. Juli unbedingt eingetreten. Man hat sich nun auf einen einheitlichen 12½ Pfennig-Tarif geeinigt. Ein einzelner Fahrschein kostet 15 Pfennig. (Nunmehr besteht also wieder ein Einheitstarif auf der Straßenbahn; der vorige war infolge der vielen Durchbrechungen längst faktisch aufgehoben.) Auch die Abbonnementskarten wurden um 20 bis 25 % aufgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit wurden Verbesserungen zugesagt (die freilich ohnehin hätten vorgenommen werden müssen). Vor der Hochbahn schon hatte die staatliche Stadt- und Ringbahn den Preis ihrer 10 Pfennig-Karte auf 15, den ihrer 20 Pfennig-Karte auf 30 Pfennig gesteigert.

gert. Leider mußten auch, wie bei allen anderen Verkehrseinrichtungen, die Fahrgelegenheiten verschlechtert werden, indem zahlreiche Züge ausfallen, die Betriebsdauer des einzelnen Tages eingeschränkt und die Intervalle der Zugfolge vergrößert werden.

Kurze Chronik Die Berliner Technische Hochschule hat folgende **Preisauflage** für das **Jahr 1918-1919** gestellt: »In Deutschland steht die Ausgestaltung des Kanalnetzes bevor, insbesondere wird an der Verbindung West-Ost, Rhein-Elbe-Oder, und Nord-Süd, Rhein-Main-Donau und Elbe-Oder-Donau gearbeitet. Es ist unter Zugrundelegung dieser Verbindungen dasjenige Durchgangsschleppschiff zu entwerfen und in seinen Einzelheiten zu konstruieren, das als wirtschaftlichstes für die genannten Verbindungen anzusehen ist. Die gewählten Abmessungen sind eingehend zu begründen.« \diamond In Kristiania ist die Errichtung eines technischen Museums geplant, in dem alle Zweige der Technik, wie Eisenbahn-, Wasser-, Wege- und Hochbau, Bergwerke, Wasser- und Wärmekraftmaschinen, Elektrizitätswerke, Fernsprechwesen, chemische Industrie, Militär- und Flugwesen, Beleuchtung, Schifffahrt usw. vertreten sein sollen. \diamond Die Gesetzesvorlage zur Abschließung und Trockenlegung der Züidersee wurde in der holländischen Ersten Kammer ohne Abstimmung angenommen. Aus diesem Anlaß wurde in Holland geflaggt. \diamond Der Verkehr durch den Panama-Kanal konnte abgesehen von 2, insgesamt 10 Tage währenden Unterbrechungen dauernd aufrechterhalten werden. Im Betriebsjahr 1916-1917 wurden im Culebraabschnitt durch Baggern etwa 5,2 Millionen Kubikmeter Erdmassen entfernt, während im Vorjahr hier 8,5 Millionen Kubikmeter ausgehoben werden mußten. Im Cucarachaabschnitt haben sich seit der großen Erdbewegung, durch die der Kanal im August 1916 unbefahrbar wurde, keine weiteren Störungen mehr gezeigt. Um sie auch in Zukunft zu verhindern, wurde die Erdmasse um 30 Meter von den Böschungen entfernt.

Literatur Das Buch **Arthur Fürsts Die Welt auf Schienen / München, Langen/** stellt sich die dankenswerte Aufgabe dem allgemein gebildeten Leser ein Gesamtbild des modernen Eisenbahnwesens zu geben. Ein derartiges Werk existierte bisher noch nicht, nur einzelne Teile des

Eisenbahnwesens sind in gemeinverständlichen Darstellungen behandelt worden. Fürst gibt seiner Schrift nicht die Form eines Lehrbuchs; er rundet vielmehr die einzelnen Kapitel zu unterhaltenden Feuilletons ab, würzt sie mit zahlreichen geschichtlichen Erinnerungen, Bildern und Anekdoten. Das Buch wird dadurch leicht und angenehm zu lesen. Den Anfang bildet eine kurz gefaßte Geschichte der Eisenbahn. Der Verfasser versäumt dabei nicht die ungemein reichhaltige Witz- und Spottliteratur und die Karikaturen der Zeitgenossen nutzbar zu machen, aus denen schon H. Wettichs anregendes Werk **Die Maschine** in der Karikatur viel schönes Material schöpfte. Viele Anregungen gaben auch Haarmanns großes Werk **Das Eisenbahngeleise** und die Geleissammlung, die Haarmann dem Berliner Verkehrs- und Baumuseum stiftete. (Diese Sammlung bietet die vollständigste Darstellung der Entwicklung des Geleises; sie verdiente weit mehr Beachtung als sie tatsächlich findet, wie überhaupt die Schätze des Verkehrs- und Baumuseums viel zu wenig gewürdigt werden.) Fürsts Buch beschränkt sich auf die Vollbahnen und zwar auf ihre technische Seite; die Neben- und Straßenbahnen sollen in einem besondern Band behandelt werden. Auf die Besprechung wirtschaftlicher Fragen verzichtet Fürst angesichts der ungeheuren Literatur darüber vollständig. Dagegen berücksichtigt er speziell das Signal- und Blockwesen; auch die Eisenbahnunfälle übergeht er nicht. Ebenso wird den Fahrkarten ein Kapitel gewidmet. Am Schluß des Werks finden wir einen interessanten Abschnitt über Zahnrad- und Seilbahnen, einen weiteren über den Triebwagen und endlich einen über die elektrischen Vollbahnen. Die elektrische Vollbahn wird darin sehr gepriesen, allerdings nicht mehr so bedingungslos wie ehemals. Es hat sich nämlich gezeigt, daß eine Reihe wichtiger Punkte (so die Wahl der Stromart) noch keineswegs endgültig und eindeutig entschieden ist. Der Krieg hat für die großen Gesellschaften andere bedeutende Geschäfte gebracht, so daß sie gegenwärtig nicht mehr so auf das Bahngeschäft brennen. Also wird es, wie die Dinge in finanzieller Hinsicht nun einmal liegen, mit der Elektrifizierung noch gute Weile haben. Ein fleißig zusammengestelltes Register schließt das mit zahlreichen (400) schönen und gutgewählten Abbildungen geschmückte Werk.

EINZELNES

Aus der Zeit

Steinbach

Nun hat auch diese begeisterte Freundin der Arbeiterklasse und ihrer Freiheitsbestrebungen auf allen Gebieten die Augen für immer geschlossen. Helma Steinbach hat das Ende des Krieges, unter dessen Wirkungen sie selber seelisch sehr gelitten hat, nicht mehr erlebt. Sie ist am 7. Juli den Wirkungen eines Herzschlags erlegen.

Die Not des Volkes und sein Kampf um politische und wirtschaftliche Freiheit gaben ihr schon frühzeitig Ziel und Richtung ihrer Lebensarbeit. Noch während des Sozialistengesetzes trat diese in der wiederaufkeimenden gewerkschaftlichen Organisationsarbeit in die Erscheinung. Helma Steinbach hatte in Hamburg eine Organisation der Wäscherinnen und Plätterinnen zustande gebracht und erweckte mit dem ersten Streik dieser Arbeiterinnenschicht allgemeines Interesse. Über diesen Kreis hinaus wirkte ihr Auftreten anregend zu neuer gewerkschaftlicher Arbeit, der sie auch in anderen Arbeiterkategorien diente. 1891 nahm sie als Delegierte am 1. Gewerkschaftskongreß in Halberstadt teil. Beim Wiederbeginn der öffentlichen Vereins- und Versammlungstätigkeit nach Ablauf des Sozialistengesetzes stand sie bald in den vordersten Reihen. Sie zog als leidenschaftliche Verkünderin des Sozialismus und der Emanzipation der Frau in die verschiedensten Teile des Reichs, und Tausende unserer Genossinnen haben ihre ersten Anregungen von der begeisternden Agitation Helma Steinbachs empfangen.

Ihre starken künstlerischen Neigungen machten sie auch zu einer Vermittlerin der Werke unserer Dichter. Sie hat in zahllosen Vorlesungen und Rezitationen das arbeitende Volk mit den Werken unserer modernen sozialen Dichter bekannt zu machen sich bemüht. Der geistige Aufstieg der Arbeiterklasse war ihr Vorbedingung zum Kampf um soziale Gleichberechtigung. Während mehrerer Jahrzehnte war sie mit Adolph von Elm befreundet, dessen große Arbeit sie nicht nur geteilt sondern zweifellos auch stark gefördert hat, wie auch ihre ganze Tätigkeit von dem Arbeitsgenossen beeinflusst, wie ihre, starken eigenen Impulsen entspringende Denkweise von ihm geklärt worden ist.

Mit der Ausdehnung der Frauenorganisation und der Zunahme der Zahl der agitatorischen Kräfte wurde die Hansestadt Hamburg mehr das ausschließliche Arbeitsgebiet der Verstorbenen. In den letzten Jahren widmete sie ihre Kraft in der Hauptsache der genossenschaftlichen Arbeit. Sie war schon vor 20 Jahren kämpfend und werbend in hervorragendem Maß bei der Gründung der Produktion in Hamburg beteiligt und war bis zu ihrem Tod Mitglied des Aufsichtsrats dieses in kurzer Zeit zur bedeutendsten deutschen Konsumgenossenschaft sich entwickelnden Unternehmens. Sie hat aber daneben auch in allen anderen Zweigen der Arbeiterbewegung; in der sozialdemokratischen Partei, in der Gewerkschaft, in der Frauenagitation, gewirkt (über ihre Tätigkeit auf den einzelnen Gebieten wird noch zu berichten sein), und sie hat stets ihren ganzen Menschen eingesetzt.

Das war überhaupt das Wesentliche an ihr; daß sie sich den Dingen immer ganz hingab. Wenn sie von einer Sache überzeugt war, gab es für sie kein Bedenken und keine Grenzen; sie war dann ihre leidenschaftlichste Parteigängerin, ihre treueste Freundin. Sie war beides auch den Sozialistischen Monatsheften, an denen sie selber, wenn auch nur selten, mitgearbeitet hat, für die sie aber stets (und gerade in schwierigen Lagen, wenn der offizielle Radikalismus am schärfsten gegen sie loszog) mit voller Überzeugungskraft und unbedingter Solidarität, die die Vorsichtigen beschämte, eintrat.

Helma Steinbach gehörte nicht zu denen, die gleichgültig bleiben und lassen können. Mit ihrem ungehemmten Temperament konnte sie manche aufreizen, sie hat manche Bequemen gestört, aber sie hatte Schwung und starkes, von innen kommendes Gefühl, dessen Echtheit schließlich auf jeden wirken, jeden zur Tätigkeit und Pflichterfüllung anspornen mußte. Mit mehr als 70 Jahren war sie noch von der selben unmittelbar ausströmenden Energie, von der selben Leidenschaftlichkeit wie bei ihrem Eintritt in die Bewegung. Liebe zum Volk, Freude an Kunst und Natur, Uneigennützigkeit und unbändiger Freiheitsdrang waren die hervorstechenden Eigenschaften Helma Steinbachs. Sie hatte ihr Leben dem Wahren und Guten geweiht, und sie ist sich in jedem Punkt treu geblieben.

Karl Hildenbrand